

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1934

21.11.1934 (No. 322)

Karlsruher Tagblatt

Gegründet im Jahre 1756

Bezugspreis: monatlich durch Träger 2.— RM. (einschl. Erörterung, durch die Post 2.— RM. (einschl. 25 Pf. Postförderungsgeld) zu- züglich 42 Pf. Bestellschein. In unsern Geschäftsstellen oder Agenturen abgeholt 1.70 RM. Bei Nichterschein der Zeitung infolge höherer Gewalt hat der Bezahler keine Ansprüche. Abbestellungen können nur bis zum 25. eines Monats angenommen werden. — Einzelverkaufs- preis: 10 Pf. — Druck: 10 Pf. — Sonntags- und Feiertags- 15 Pf. — Anzeigen- preis: 1.1. Preisliste Nr. 32, die 22 mm breite Zeilenlänge 6 Pf., die 68 mm breite Zeilenlänge 30 Pf. Rabatt nach Nachlasszettel 5. — Er- mäßigungen lt. Preisliste. Für die Auslieferung von Anzeigen-Anträgen gelten die vom Verleger erlassenen „Allgemeinen Geschäftsbedingungen“. Verlagsort und Druckort: Karlsruhe in Baden.

Karlsruher Zeitung

für Kultur und Wirtschaft
Badische Morgenzeitung
Amtsblatt für die Bezirke Karlsruhe Stadt und Land,
Ettlingen, Bruchsal und Bretten

Herausgeber Dr. M. Knittel
Hauptredakteur und verantwortlich für den politischen und wirt- schaftspolitischen Teil: Karl Seyfried; für Baden, Ostales, Sport und Unterhaltung: Otto Mühl; für die Wochenschrift „Pyramide“ Karl Jöbe; für Interate: S. Schreyer; sämtliche in Karlsruhe, Karl-Friedrich-Str. 14. — Sprechstunde der Redaktion von 11—12 Uhr. Berliner Redaktion: W. Pfeiffer, Berlin W 9, Kantstraße Nr. 16, Telefon Kurflucht 4185. — Für unverlangte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verant- wortung. — Druck bei G. Braun, G. m. b. H., Karlsruhe (Baden), Karl-Friedrich-Str. 14. Geschäftsstelle: Karl-Friedrich- Str. 14. — Fernsprecher Nr. 20. — D. M. im X. 34: 13 000. Postfachkonto Karlsruhe Nr. 3515.

Auch Oesterreich verlangt Gleichberechtigung

Was nun in London?

Der vierte Faktor Sowjetrußland

London, 20. Nov.
Die Londoner Morgenblätter geben ihrer Enttäuschung über die japanische Antwort auf die britischen Flottenvorschläge zu Japans For- derung auf Gleichberechtigung Ausdruck. „Daily Telegraph“ hofft, daß besonders die japanische Finanzlage ein Gegengewicht gegen den japani- schen nationalen Stolz bilden werde. Die amerikanische Abordnung sei für den Abbruch der Besprechungen. Amerika scheine zu glauben, daß Japan eine „vernünftigeren Haltung zeigen würde, wenn es sähe, daß Großbritannien und Amerika ohne Japan Pläne ausar- beiteten“.

„Morning Post“ weist auf einen Punkt hin, der meist unerwähnt bleibt, nämlich auf die Stellung Sowjetrußlands im Fernen Osten. Von unterrichteter japanischer Seite verlautet, daß Sowjetrußland in Vladivostok 25 U-Boote habe. Weitere 25 U-Boote seien im Bau. Ebenso könne Japan die Tatsache nicht außer Acht lassen, daß die Sowjetflotte zum größten Teil aus Minenlegern bestehe. Infolgedessen hätten die Japaner Präsident Roosevelts An- näherung an Sowjetrußland mit der größten Sorge beobachtet.

Englisch-amerikanische Besprechungen

Das Mitglied der amerikanischen Flotten- abordnung, Altheron, hatte am Dienstag eine Besprechung mit dem englischen Flottenfach- verständigen, der ihm Einzelheiten über die japanische Antwort auf die englischen Vor- schläge mitteilte. Eine weitere Besprechung wird zwischen Sir John Simon und Masu- daira über die japanische Antwort stattfinden. Gegen Ende der Woche ist eine neue Voll- stimmung der englischen und japanischen Vertre- ter vorgezogen.

Ein neuer Osthilfe-Prozess

Ungerechtfertigte Entschädigungsdarlehen

(Königsberg, 20. Nov.)

Im Gutshaus Knauten im Kreise Preußisch- Eylau begann am Dienstag ein großer Ost- hilfe-Prozess, um einen Betrag von 280 000 Reichsmark, wozu noch 45 000 RM. aus einem Betragsvertrag kommen. Angeklagt sind die 78jährige Frau von Boddien aus Knauten, ihre Tochter, Frau Marianne Kus, und der Oberinspektor Adolf Schacht.

Frau von Boddien behauptet das Gut Grodtken, das nach dem Vertrag von Versailles an Polen abgetreten worden war. Das Gut wurde an einen Graubauer für 550 000 Dollar verkauft, doch hat dieser Mann keinen Dollar an Frau von Boddien bezahlt, das Gut jedoch völlig zugrunde gerichtet. Nach endlosen Prozessen liquidierte der polnische Staat das Gut und zahlte Frau von Boddien eine ein- weiltige Entschädigungssumme von 720 000 polnischen Loten. Zur Durchführung ihres Pro- zesses um das Gut in Polen erhielt sie von der Deutschen Stiftung (Reichsgeld) 304 000 RM. Entschädigungsdarlehen.

Da das Gut Knauten keinen Ertrag abwarf, ließ sich Frau von Boddien 280 000 RM. Ost- hilfegeelder zahlen und beantragte weitere 45 000 RM. Zur Erlangung der Osthilfege- lder war die Aufstellung einer Vermögens- darlegung notwendig, in der sich weder die 720 000 Loten noch die 304 000 RM. der Deut- schen Stiftung und einige kleine Beträge be- fanden. Frau von Boddien allein ist übrigens noch angeklagt, Vermögen bei einer Steuer- aufstellung nicht angegeben zu haben.

Unruhen in Nordfrankreich

Das Rathaus in St. Quentin in Arbeits- losen besetzt

Paris, 20. Nov.

In St. Quentin rotteten sich Arbeitslose vor dem Rathaus zusammen und drangen trotz heftiger Gegenwehr der Ordonnieren in das Gebäude ein, in dem die Stadtväter tag- ten. Sie schlugen verschiedene Türen und Fenster ein, besetzten sämtliche Räume und weigerten sich, eher abzugeben, bis gewisse Kürzungen der Arbeitslosenunterstützung auf- gehoben seien. Die Stadtväter sind gewisser- maßen die Gefangenen der Arbeitslosen. Ein Eingreifen der bewaffneten Macht ist nur mit Genehmigung des Präfecten möglich, die bis zum späten Abend noch nicht eingetroffen war.

Wieder Aufschub der Abrüstungsfragen

Amerika fordert internationale Kontrolle für Kriegsmaterial

Genf, 20. November.

Das Präsidium der Abrüstungs- konferenz ist am Dienstagvormittag unter dem Vorsitz Hendersons unter Anschluß der Delegationen zusammengetreten. Nach einer Eröffnungsansprache Hendersons brachte der amerikanische Vertreter Wilson die Vorschläge seiner Regierung zur Frage des Waffenhandels und der Waffen- herstellung vor. Anschließend sprach der sowjetrussische Agentenkommissar Litwinow. Der Vertreter Oesterreichs, Baron Pflügl, gab eine Erklärung ab, daß er keinem Ab- rüstungsabkommen zustimmen könne, ehe nicht auch Oesterreich die Gleichberechti- gung wenigstens hinsichtlich der Verteidi- gungswaffen erhalten habe.

Henderson eröffnete die Sitzung mit Nach- richten für König Alexander, Barthou und Dollfus, er schlug den Wiederbeginn der Aus- schüßsitzung für Mitte Januar vor. Das Prä- sidium werde sich später mit den Berichten der Ausschüsse zu befassen haben, um ein endgül- tiges Abkommen auszuarbeiten, das dann dem Hauptauschüß unterbreitet werden müßte.

Der amerikanische Vertreter Wilson kündigte die Vorlage eines bis ins Einzelne gehenden Entwurfs zur Regelung der Frage des Waf- senhandels und der Waffenherstellung an. Der amerikanische Entwurf sieht ein System der Kontrolle in den betreffenden Ländern selbst vor, verstärkt durch eine zweite Kontrolle, die von Genf selbst ausgeht wird. Hierfür soll der zu bildende ständige Abrüstungsaus- schüß zuständig sein. Ein Unterschied zwischen staat- licher und privater Waffenherstellung wird, so- viel man hört, nicht gemacht. Schließlich sehen die amerikanischen Vorschläge noch die Ver- öffentlichung aller Staatshaushalte über Weh- rangaben vor. Der ständige Abrüstungsaus- schüß soll auch die Aufgabe haben, alle Aus- künfte, die er erhalte, zu sammeln, zu prüfen und zu veröffentlichen und, soweit möglich, auch die entsprechenden Fragen an die Regie- rungen zu stellen. Zur Abrüstungsfrage selbst sagte Wilson noch kurz, daß seine Regierung fest davon überzeugt sei, daß ohne Abrüstung keine gesunde Grundlage für den Frieden ge- schaffen werden könne. Sie werde deshalb, wie schon früher, ihre ganze Kraft daransetzen, die Konferenz zu einem Erfolg zu führen.

Litwinow empfahl seinen alten Vorschlag — Umwandlung der Abrüstungskonferenz in eine ständige Friedens- und Sicherheitskonferenz.

Das Präsidium beschloß, den „Aus- schüß für verschiedene Bestimmungen“ sowohl mit der Frage der Errichtung eines ständigen Ab- rüstungsaus- schüßes entsprechend einem Vor- schlage Hendersons, wie auch mit dem Vor- schlage Litwinows zu befassen. Gleichzeitig wurden alle übrigen Vorschläge Hendersons angenommen, also auch der, daß die Ausschüsse Mitte Januar ihre Arbeiten wieder beginnen sollen. Die Tagung des Präsidiums der Ab- rüstungskonferenz, deren Ergebnis im wesent- lichen eine Verhinderung der Konferenz war, hat damit bereits ihr Ende gefunden.

aus der Ansprache — Die österreichische Gleichberechtigungsforderung
Genf, 20. November.
In der österreichischen Erklärung wird das Bedauern darüber ausgesprochen, daß in den letzten sechs Monaten kein Fortschritt der Kon- ferenzarbeiten festzustellen sei. Oesterreich be- finde sich gegenwärtig jeder Sicherheit beraubt gegenüber von Mächten, die sich noch ver- mehren. Es müsse seine Unabhängigkeit ver- teidigen. Kein anderer Staat habe ihm bisher noch gezeigt, wie man in dieser Lage stark bleiben könne, ohne geeignete Mittel und ohne Gleichberechtigung hinsichtlich der Verteidi- gungskräfte. Ohne den Vorteil der begrenzten Abkommen zu verlieren, die der Präsident vorschläge, sehe Oesterreich darin noch keinerlei Lösung der wichtigen Frage der Gleichberechti- gung hinsichtlich der Verteidigungsmittel.

Der italienische Delegierte Marchese di Soragna erklärte, er lege Wert darauf, die Entschlußfreiheit seiner Regierung im Hinblick auf die vorgeschlagenen Teilabkommen vorzu- behalten. Was die ständige Abrüstungskom- mission betreffe, so könne er ihren Nutzen nicht recht einsehen.

Litwinow sprach von der Freundschaft zwi- schen Sowjetrußland und Frankreich, die er als einen „Grundstein des Weltfriedens“ betrachte. Rußland könne den Vorschlägen des Ameri- kaners Wilson im übrigen ohne weiteres zu- stimmen, da seine Waffenherstellung öffentlich und geregelt sei. Könne man aber ohne Uni- versalität auf diesem Wege bleiben? Er habe deshalb vorgeschlagen, einen Organismus zu schaffen, der sich nicht nur mit Abrüstung be- fassen, sondern auch mit den Fragen des Frie- dens und der Sicherheit.

Ein internationaler Kontrollauschüß?

Washington, 20. Nov.

Das Staatsdepartement hat in dem neuen Plan einer strikten Überwachung der Herstel- lung von Kriegsmaterial die Bestimmung ein- gefügt, daß zwar in erster Linie jede Regie- rung ihre eigenen Kriegsmaterialfabrikanten überwachen soll, daß aber dann darüber hin- aus ein internationaler Kontrollauschüß ein- gerichtet wird, dem auf Verlangen jederzeit Ein- blick in den betreffenden Rüstungsbetrieb ge- währt werden soll. Man ist sich in Kreisen des Staatsdepartements darüber klar, daß diese Bestimmung bei einigen europäischen Staaten auf starken Widerstand stoßen wird.

In vollen Kürzen

* Die außerordentliche Tagung des Völker- bundsrates, die sich mit der Saar beschäftigen wird, wird voraussichtlich erst am Montag be- ginnen.

* Ueber die Stellung des Vatikan zur Saar- abstimmung meldet ein Pariser Blatt: Die Saarbevölkerung würde von ihren Priestern, wenn auch nicht förmliche Ratsschläge, so doch den Hinweis erhalten, daß die Stimmabgabe für die Rückkehr nach Deutschland als „Aus- druck ihrer vollkommen wohlberechtigten (legiti- men) Ansicht“ angesehen werden würde.

* Für Butter sind Festpreise festgesetzt wor- den.

* Der französische Posthalter in Rom, der in diesen Tagen mit neuen Weisungen aus Paris zurückgekehrt ist, wurde Dienstagmorgens von Mussolini empfangen.

* In St. Quentin kam es zu Unruhen von Arbeitslosen, die das Rathaus besetzten.

* Der Papst empfing am Dienstag in Rom den österreichischen Bundeskanzler und den Außenminister.

Im französischen Ministerrat soll es wegen des Gesekentwurfes über die Reglementie- rung des Waffentragens, von Straßentun- dgebungen usw. zu Unstimmigkeiten gekommen sein. Marin habe sogar mit seinem Rücktritt gedroht.

* Anlässlich des alljährlich stattfindenden Otto- Mahls in Budapest, das der legitimitische Verband „Geltige Krone“ veranstaltete, kam es zu antihabsburgischen Kundgebungen. Junge Leute, die aus Latten einen Galgen herstellten und daran Strohuppen aufknüpften wollten, wurden festgenommen.

* Die neue belgische Regierung ist aus Katho- lischen und Liberalen gebildet worden. Minister- prääsident ist Theunis (Katholik); Außenminis- ter ist Symans (Liberal).

* Im Kirchenkonflikt in Mexiko hat die Re- gierung angeordnet, daß sämtliche konfiszier- te Kirchen dem Finanzministerium unterstehen, um zu verhindern, daß wertvolle Kunstwerke getraubt oder gar vernichtet werden.

* Siehe an anderer Stelle des Blattes.

Oesterreichisches

Die Ziffern von Wahlen sprechen

Die Heuchelei ist das hervorsteckendste Laster der großen Politik des Auslandes. Und auch in den Zeiten der Demokratie — Zeiten, die ja bereits überwunden gelten können — hat man sich diesem Laster nicht weniger gerne hingegeben, als in der durch die Kabinetts- politik der Fürsten gekennzeichneten Bergan- genheit.

Für diese Heuchelei gibt es nun schon seit Monaten und Monaten ein Schulbeispiel zu studieren, dessen Eigenart es ist, daß es ge- rade bei uns in Deutschland immer wieder die Gemüter aufs tieffte erregt. Und zwar be- trifft es Oesterreich.

Für die drei Großmächte Frankreich, Eng- land und Italien, sowie für eine ganze Reihe von Mittelstaaten ist die Forderung, daß die Selbständigkeit Oesterreichs unter allen Um- ständen erhalten bleiben müsse, einer der Leit- sätze ihrer ganzen Außenpolitik. Mit Aus- nahme von Italien bekennen sich diese Staaten sämtlich zur Demokratie, d. h. zum Mehrheits- prinzip. Sie alle verlangen Achtung vor der demokratischen Theorie, die besagt, daß die Mehrheit des Volkes über dessen Schicksal zu bestimmen hat. Und wenn die führenden Staatsmänner dieser Mächte dabei auf Italien aufmerksam gemacht werden, das doch keine Demokratie ist, dann weisen sie darauf hin, daß ja schließlich auch in Italien die Mehrheit des Volkes sich klar und eindeutig zu Mussolini und seinem System bekennt.

Schön und gut! Es geht nichts über einen Grundsatz, den man charaktervoll bejaht. Aber geschieht das hier wirklich? Sind diese demo- kratisch regierten Staaten wirklich bereit, die Heiligkeit ihrer Theorie immer und in jedem Falle anzuerkennen? O nein! Wo es ins außenpolitische Geschäft gerade hineinpaßt, da werden die demokratischen Grundsätze fröhlich verlernt.

Es gibt keinen Politiker des Auslandes, der nicht wüßte, daß in Oesterreich diesen Grund- sätzen zuwider eine Minderheit regiert, und zwar, wie allgemein angenommen wird, gegen den Willen der Mehrheit, daß dieses Regi- ment sich nur behauptet, weil man auf das Mittel verzichtet, die wahre Stimmung der Bevölkerung zu erfinden, nämlich durch die Wahl. Von guten ausländischen Kennern der österreichischen Verhältnisse ist dieser Tage er- klärt worden, daß auch heute noch der Prozent- satz der Bevölkerung, der tatsächlich hinter der Regierung steht, auf 15 bis 25 Prozent zu be- ziffern sei, daß der Nationalsozialismus min- destens über ein Drittel und der Marxismus ebenfalls über ein Drittel der Bevölkerung verfüge. Von anderer Seite wird dazu noch betont, daß bei einer freien Wahl mit ent- sprechend langer Vorbereitungszeit der Natio- nalsozialismus durchaus hoffen könnte, die Mehrheit zu gewinnen.

Man hat in letzter Zeit in Oesterreich Ver- suche gemacht, eine Art Ausöhnung zwischen Regierung und sozialdemokratischer Arbeiter- schaft und eine solche zwischen Regierung und betont nationalen Kreisen zustande zu bringen. Man ist über einige, allerdings recht ver- heißungsvolle Ansätze nicht hinausgekommen; man hatte sogar den Eindruck, daß der Bun- deskanzler Schulzinnig die Versuche mit einer gewissen Sympathie verfolgte. Aber man hatte kein Glück. Und wie kam das? Der Wize- kansler und Führer der Heimwehr, Fürst Starhemberg, schnob zornig ins Korn — und das Spiel mußte beendet werden. Wenigstens fürs erste.

So plötzlich, wie die Ansätze zur Versöhnung sich gezeigt hatten, so plötzlich war der Ein- griff, der die zarten Pflänzchen vernichtete. Es war ungefähr dieselbe Willkür, mit der der kürzlich erst zum Präsidenten des Staats- rates ernannte Herr Kowach wieder abberufen wurde. Die Gründe dafür sind nie genau be- kannt geworden. Aber man sprach davon, daß

Serr Nouach sich durch ganz bestimmte freiherrliche Auffassungen bei den herrschenden Merkmalen mißliebig gemacht habe.

Wir erwähnen diese Dinge gewiß nicht, um unser Verhältnis zu Oesterreich irgendwie zu belasten, sondern nur, um nochmals vor der ganzen Welt den Beweis zu liefern, daß das Eintreten der demokratischen Westmächte für die Selbständigkeit Oesterreichs sehr eigenartigen Gründen entspringt, und daß sich diese ganze Politik gegen Deutschland richtet, dem man den natürlichen, durch die Dinge selbst gegebenen und keineswegs durch einen Anschluß zu erzwingenden Einfluß nicht einräumen will.

Wie anders sieht es doch dort aus, wo der Nationalsozialismus in aller Form die Herrschaft ausübt! Neunzig Prozent der Stimmen am 19. August für Adolf Hitler, und am Sonntag rund 80 Prozent der Stimmen für die nationalsozialistische Regierung im Freistaat Danzig!

In Danzig hat man jetzt sehr gut die Probe aufs Exempel machen können. Dort gibt es neben dem Nationalsozialismus auch noch andere Parteien: Deutschnationalen und Zentrum und Sozialdemokraten und Kommunisten, sie alle durften sich frei bei den Wahlen betätigen. Und das Ergebnis war, daß die Stimmen der Nationalsozialisten von rund 60 Prozent bei der letzten Wahl auf rund 80 Prozent am Sonntag stiegen!

Sogar in der Londoner Presse gibt man zu, daß dieses Wahlergebnis in Danzig doch wahrlich beweise, daß der Nationalsozialismus Boden erobere, statt ihn zu verlieren. Und mit Recht weist dabei „Daily Mail“ auf die kommende Saarabstimmung hin, die sicherlich ein weiterer Beweis für die Durchsetzung des Nationalsozialismus sein wird. Diese Auffassung des Londoner Blattes ist unserer Ueberzeugung nach fest begründet. Nur mit dem einen Unterschied, daß an der Saar nicht bloß 80 Prozent, sondern 90 Prozent für Deutschland und für Hitler zu erwarten sind, da es dort eine Zerspaltung nicht gibt. Dort ist bekanntlich alles, was deutsch empfindet, in der Deutschen Front zusammengefaßt. »KT«

Auch eine Folge der Maßregelungen in Oesterreich

Die Wiener Spar- und Darlehnskasse für Bundesangehörige hat die Verhängung der Geschäftsaufsicht nachsucht. Rein rechnerisch wäre die Sparkasse, die sich mit der Anlage von Beamtengehältern und Kreditgewährung an Beamte befaßt, aktiv, jedoch ist ein großer Teil der Schuldner der Sparkasse bei der „Säuberungsaktion“ unter der Staatsbeamtenhaft wegen der Greianisse vom 12. Februar und 25. Juli ihrer Stellen für verlustig erklärt worden. Da diese Leute jetzt vollkommen ohne Einkommen sind, sind auch ihre Schulden uneinbringlich.

Infolge des Buß- u. Bettages erscheint die Donnerstag-Ausgabe wie an Montagen gegen Mittag

Schüh-Händel-Fest in München

Den Reigen der für den Konzertwinter 1934/35 vorgesehenen Münchener Musikfeste eröffnete ein Schüh-Händel-Fest, das den 250. Geburtstag des Meisters zum Anlaß nahm und sich der Beteiligung fast aller wesentlichen Musikfaktoren der Stadt erfreuen durfte. Es war entschieden ein Vorzug der Veranstaltung, daß die beiden deutschen Meister nicht nur ausschließlich im eigenen Werk, sondern auch im Spiegel der für ihre Entwicklung wichtig gewordenen italienischen Musik gezeigt wurden. Schüh ist bei Monteverdi, Händel bei Corelli in die Schule gegangen und beide haben das dort Aufgenommene in durchaus eigener Weise zu formal und ausdrucksfähig neuen Werken gestaltet. Von Monteverdi hörte man in der Bearbeitung Carl Driffs den „Orfeo“ und den einst vielbewunderten „Kampf zwischen Lantredo und Glorinde“, der auch heute noch in der Sicherheit der Deklamation und der illustrierenden Lebendigkeit des Orchesterparts ein fundamentales Zeugnis musikalischer Ausdruckskraft darstellt. Heinrich Schüh ist in der Vortragsfolge über Monteverdi fast zu kurz gekommen. Leider war die Wiedergabe einer der Passionen nicht möglich gewesen, und auf ein Kleinod wie die „sieben Worte Christi am Kreuz“ ließ sich nur ungern verzichten. Immerhin vermochten die vom Bachverein gebotenen deutschen Madrigale, darunter das einzig herrliche „Ach, wie soll ich doch in Frieden leben“, sowie das deutsche Konzert „Es ging ein Sämann“ die Großartigkeit der Schühischen Konzeption und seinen freigiebig Formwillen überwältigend darzutun. Erfreulich war die Tatsache, mit welcher Aufnahmebereitschaft das Publikum mitging. Daraus ließ sich berechtigte Hoffnung schöpfen, daß Schühens Werk bald nicht mehr nur einer verhältnismäßig geringen Zahl von Kennern, sondern in seinen genialsten Schöpfungen bald wieder allen gehören wird! Von Händel waren mit Ausnahme der Oper nahezu alle Schaffensgebiete vertreten. Man hörte viel Kammermusik, darunter ein Kleinod,

Die Saarabstimmung / Der Königsmord Schwere und heikle Aufgaben für den Völkerbundsrat

Während am Montag in Völkerbundskreisen die überwiegende Meinung dahin ging, daß die außerordentliche Tagung des Völkerbundsrates, die sich mit der Saar beschäftigt wird, voraussichtlich schon Ende dieser Woche eröffnet werden könne, ist man in diesem Punkte heute wieder weniger optimistisch. Der Bericht des Dreierkomitees müsse, auch wenn die Arbeiten abgeschlossen würden, doch noch seine endgültige Fassung erhalten, ehe der Rat darüber beschließen könne. Es komme darauf an, wenn die deutsche Antwort aus Berlin in Rom eintrifft und wann die Verhandlungen auf dieser neuen Grundlage dort wieder aufgenommen werden können. Es wird deshalb heute für möglich gehalten, daß Mosi nicht vor Samstag aus Rom abreisen kann, und daß der Rat demnach frühestens am Montag zusammentritt.

Der französische Außenminister Laval hat Dienstagmittag mit den hier anwesenden Außenministern der Kleinen Entente hauptsächlich die Behandlung der Marzeiller Nordfrage im Rahmen des Völkerbundes durchbesprochen. Es verlannt, daß Frankreich, wenn auch in sehr vorsichtiger Weise, seinen Einfluß dahin geltend gemacht habe, „diese heikle Angelegenheit nicht überhitzt zu behandeln“. Deshalb gilt es nunmehr auch als feststehend, daß der außerordentliche Völkerbundsrat, der in den nächsten Tagen zusammentritt, sich auf keinen Fall konkret mit dem Marzeiller Königsmord befassen wird. Trodem wird mit der Veröffentlichung der Anklageschrift Südlawens noch immer gerechnet. In diesem Punkte dürfte der südslawische Außenminister keine Neigung zu Konzessionen zeigen.

Am Dienstag haben sich die hier anwesenden Vertreter der Balkan-Entente zu Besprechungen zusammengefunden.

Schleppender Verhandlungsgang in Rom

Die Saarbesprechungen im finanztechnischen Unteranschuß des Völkerbundes in Rom haben auch am Dienstag fast völlig gerast. Der Vorsitzende, der Engländer Riemeyer, war seit Samstag von Rom abwesend und kehrt erst Dienstagabend zurück. Auch die Rückfragen und Rücksprachen der beteiligten Staaten haben sich etwas verzögert, so daß erst am Mittwoch mit der energischen Fortführung der Arbeit gerechnet werden kann.

Scharfe Worte aus Belgrad

In einem Bericht aus Genf behandelt die halbamtliche „Breme“ die südslawische Völkerbundsklage gegen Ungarn. Das Blatt wendet sich gegen alle Bestrebungen, den südslawischen Schritt zu werten. In Genf werde ein regelrechter unterirdischer Kampf gegen Südlawien geführt. Südlawien habe aber Anspruch auf volle Genugtuung, die es nur durch Inanspruchnahme des Völkerbundes oder durch Krieg erhalten könne. Südlawien habe den ersten Weg gewählt. Es werde nur für den Fall, daß er sich als erfolglos herausstellen sollte, Genugtuung auf andere Weise fordern. Der Völkerbund aber werde vor die Entscheidung gestellt werden, entweder seine Aufgabe zu erfüllen oder das Gegenteil davon zu tun. Letzteres könne man jedoch keineswegs annehmen, so lange er die Absicht habe, seinen Ruf zu wahren und sich wenigstens als schwerfällige bürokratische Einrichtung zu erhalten, die seinen Mitgliedern ohnehin sehr teuer zu

die herrliche C-Dur-Sonate für Viola da Gamba und Cembalo, von Christian Döbereiner und Johannes Bohöm skizziert und musikalisch geführt, die Ertragsführung des Trios in G-Moll, eine trübselige Wiedergabe des „Wasser-musik“, zahlreiche Concerti grossi, das Horn-pipe-Konzert in F-Dur und das dem Konzertsaal so gut wie unbekannt Oboenkonzert in G-Moll. Neben den in München zahlreichen Interpreten alter Musik wie den Weigern Huber und Kaba, den Gambisten Döbereiner und Vängin, den Cembalistinnen Stadelmann und Spedner, lehrte uns vor allem ein Meister-sänger wie Paul Bender die bei der jungen Generation meist in Vergessenheit geratenen Gesänge Händelschen Vortragsstile wieder ehren und erkennen. Sehr anschaulich zur Sichtbarmachung des Gegenstandes und der Spannweite von Händels Ausdruckskunst waren die beiden Oratorien gewählt, der bewußt vom Handlungsmäßigen sich abhebbende und ganz in hymnische Empfindung getauchte „Messias“ und der in München zum ersten Male erklingende „Belfazar“, der in seiner ausgesprochen dramatischen Behandlungsweise Händels Dorn sehr nahe steht. Unter der musikalischen Leitung von Adolf Mennerich gab „Belfazar“ dem neugegründeten Philharmonischen Chor Gelegenheit zu einem ersten, recht befriedigend anprechenden Konzert, ohne freilich ganz jene Eindringlichkeit zu erreichen, die der „Messias“ unter der tüchtigsten Führung von Eugen Vogt mit dem Bayerischen Staatsorchester und dem hinreichend schon singenden Chor des Lehrergesangsvereins zu über-nehmen.

Kunst und Wissenschaft

Die Karmarisch-Meballe verließ die Hannoverische Hochschule in ihrer ordentlichen Hauptversammlung an Dr. Cäner, den Meister der Luftschiffahrt. Karmarisch war der Gründer und Leiter der Lufttechnischen Schule, aus der sich die Technische Hochschule entwickelt hat. In der Vertretungsurkunde heißt es: „Mit den Mitarbeitern des Grafen

sehen komme. Die Großmächte und das Generalsekretariat mühten sich jetzt ihre Haltung gut überlegen; denn es handle sich nicht nur um das Schicksal des Völkerbundes, sondern auch um die Sicherheit der Staaten und damit um den europäischen Frieden.

Die „Politika“ schreibt nach außerordentlich scharfen Angriffen gegen Ungarn u. a.: Durch wirkungsvolle Maßnahmen und durch notwendige Sanktionen müßten alle Hindernisse beseitigt werden, die einer normalen Entwicklung entgegenstehen, da andernfalls die Gewalttaten sich in solchem Maße häufen würden, daß sie den Frieden der Welt in Frage stellen.

Der Urwaldkrieg vor dem Völkerbund

Herr Benesch ist bescheiden

Die außerordentliche Völkerbundsversammlung, die zur weiteren Behandlung des Chaco-Konfliktes einberufen wurde, ist Dienstagmittag, unter starkem Andrang von Publikum und Presse, im Gebäude des Völkerbundssekretariates zusammengetreten.

Der vorläufige Präsident, der tschechoslowakische Außenminister Dr. Benesch, widmete den ersten Teil seiner Eröffnungsanrede einem Nachruf auf die beiden Opfer des Marzeiller Attentates. Dann sprach der südslawische Außenminister Jestsich nur wenige Worte des Dankes an den Präsidenten. Als dritter Redner sprach der französische Außenminister Laval.

Die drei Gedächtnisreden bewegten sich, was allgemein auffiel, im Rahmen der üblichen Trauerreden und enthielten keinerlei bemerkenswerte politische Anspielungen.

Zum Chaco-Konflikt stellte Benesch dann fest, daß alle Vermittlungsbestrebungen gescheitert seien und daß die Versammlung mit der Annahme der vorgesehene Empfehlungen den beiden Parteien die Möglichkeit gebe, wieder auf den Rechtsboden des Völkerbunds zurückzuführen. Zur Herbeiführung einer günstigen Atmosphäre sei die Einhellung der Feindseligkeiten und die Schaffung einer kontrollierten neutralen Zone unbedingt notwendig.

„Englands Grenze liegt am Rhein“

Keine holländisch-englischen Abmachungen

Im Laufe der Aussprache in der Zweiten Kammer über die holländische Politik erklärte Außenminister de Graeff, der niederländische Gesandte in London habe sich bei einem zufälligen Zusammentreffen mit Baldwin von diesem eine Auslegung der auswärtigen Politik über „Die holländische Grenze des englischen Rhein bis zum Rhein“ geben lassen.

Baldwin habe gesagt, daß er nichts anderes zum Ausdruck habe bringen wollen, als daß wegen der überhöhten Entwicklung des Luftverkehrs Warnungen vor einem bevorstehenden Luftangriff auf das englische Inland bereits dann ergehen müßten, wenn die Flugzeuge am Rhein signalisiert würden, und nicht erst dann, wenn sie bereits bis zur englischen Grenze gelangt seien. Er habe jedoch keineswegs damit sagen wollen, daß mit Holland oder mit einem anderen Lande eine enge Zusammenarbeit

Laval für direkte Aussprache mit Deutschland?

Begleitmusik zur Abreise nach Genf

Paris, 20. Nov.

Ein Mitarbeiter des „Excelsior“ schreibt zur Abreise Laval nach Genf, Laval denke ohne Bitterkeit an seinen enttäuschenden Besuch mit Briand in Berlin zurück. Laval habe die Worte Napoleons angeführt, im Kriege und in der Liebe müsse man sich schließlich doch einmal aus nächster Nähe kennen lernen. Früher oder später werde man sich schließlich doch einmütig über die deutsch-französische Aussprache wieder aufnehmen müssen. Beide Länder hätten nur die Wahl, sich zu verständigen, oder sich gegenseitig zu zerfleischen. Letztere Möglichkeit erscheine Laval als sinnlos und verbrecherisch.

Freilich gibt es noch eine andere Begleitmusik Pariser Blätter zur Abreise Laval. So wird von der dortigen Presse in großer Aufmerksamkeit „Material“ über die angebliche Wiederanrufung Deutschlands veröffentlicht und zur Stützung der Behauptung benutzt, daß Deutschland heute viel stärker gerüstet sei als 1914. Zugleich wird Laval von den chauvinistischen Kreisen in Frankreich aufs entschiedenste gewarnt, sich irgendwie mit Deutschland in direkte Verhandlungen einzulassen. Eine direkte Verständigung mit Deutschland würde nämlich eine Isolierung Frankreichs bedeuten. Niemals werde sich Deutschland gleichzeitig auch mit den kleinen Verbündeten Frankreichs in Mitteleuropa verständigen wollen. Frankreich müsse also als Preis für den „deutschen Frieden“ auf jeden Einfluß in Europa jenseits des Rheins zahlen und Deutschland vollkommen freie Hand lassen, damit es zusammen mit den „Satelliten“ Polen und Ungarn seine Vorherrschaft in Mitteleuropa einrichte, den Anschluß Oesterreichs vollziehe usw.!

Die österreichischen Wehrformationen sollen in der neuen Wehrverfassung eine Art Militärschutzkorps darstellen. Die Frage einer allgemeinen Wehrpflicht sei aber nicht aktuell, da noch nicht alle Teile der österreichischen Bevölkerung reif dafür seien, daß der Staat ihnen im Vertrauen an ihre Vaterlandsliebe die Waffe in die Hand drückt.

In Nizza wurde ein Ungar namens Blasdis aus Aik verhaftet, der einen Anschlag auf den tschechoslowakischen Außenminister Benesch geplant haben soll.

Rüstungsdebatte im Unterhaus

Es wird in einem Takt gegen Deutschland geredet

Im englischen Unterhaus und Oberhaus begann am Dienstagmittag die dreitägige Aussprache über die Abrüstungskonferenz in London, die Verfassungsreform für Indien erwähnte und noch zum Schluß die Wirtschaftstragen in hoffnungsvoller Weise behandelte.

Der Führer der Opposition, Lansbury, erklärte, daß die Arbeiterpartei nichts tun werde, um auch nur den geringsten Fortschritt Indiens auf dem Weg zur Selbstregierung zu hemmen.

Der nächste Krieg, gleichgültig, ob er im Stillen Ozean oder in Europa ausgetragen werde, würde das Ende der Zivilisation bedeuten. Es wird, so fuhr Lansbury fort, im Takt gegen eine große Nation, gegen Deutschland, geredet. Man hat diese Nation bereits in den Staub gestoßen und sie geschmeißert, wie keine andere moderne Macht je zerstückelt worden ist. Für die gegenwärtige Lage sind die Friedensverträge in hohem Maße verantwortlich. Man muß sich fragen, ob es nicht an der Zeit sei, einen Plan auszuarbeiten, der es den Staatsmännern der Welt ermöglicht, aus dem gegenwärtigen Wirrwarr einen vernünftigen Ausweg zu finden, statt daß Deutschland und Frankreich gegeneinander rüsten und Großbritannien sehr weitgehend sein Kriegsmaterial verliert.

Ministerpräsident Macdonald gab zu, daß die gegenwärtige politische Lage unsicher geworden sei.

Die Lage der Abrüstungskonferenz sei zwar nicht verzweifelt, aber bestimmt auch nicht allzu hoffnungsvoll. Wenn wir zu Anfang nächsten Jahres wieder nach Genf gehen, sind wir entschlossen, zu versuchen, um doch noch etwas Wesentliches aus den Beratungen dieser Konferenz herauszuschlagen. Inzwischen müssen wir uns mit der Verteidigung unseres Reiches befassen.

Das neue Studienjahr des deutschen Kunsthistorischen Instituts in Florenz ist unter großer Beteiligung von Kunst und Wissenschaft in Gegenwart des deutschen Botschafters eröffnet worden. Eingeleitet wurde die Sitzung durch Botschafter von Hassell mit einer Ansprache über die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Italien. Die Festrede hielt der Leiter des Instituts, Gabelhoff, über die frühchristliche Malerei in Rom im Lichte der neuesten Forschungsergebnisse. Beide Reden fanden lebhaften Beifall.

Zwecks engerer Zusammenarbeit zwischen Film und Presse hat der Präsident der Reichsfilmkammer Gerhart Kunze mit der Leitung einer neu eingerichteten Presse- und Propagandastelle beauftragt.

Joachim Ringelnatz

Der bekannte deutsche Dichter, Kabarettist und Maler Joachim Ringelnatz, ist in Berlin im Alter von 51 Jahren gestorben. Seine Einäscherung hat am Dienstag in aller Stille stattgefunden. Ringelnatz, dessen eigentlicher Name Hans Böttcher war, hatte testamentarisch festgesetzt, daß sein Tod erst nach seiner Einäscherung bekanntgegeben werden dürfte.

Frauen



jenseits des Alltags

VON SENTA NECKEL

Copyright by Verlag Presse-Tagesdienst, Berlin W 35

Der „goldene Westen“ lockt...

Im Jahre 1852 hielt die Welt den Atem an! Ein Ruf fand Widerhall bis in die ärmste Hütte, ließ Hoffnungen wach werden, ließ trübe Augen glücken, Abenteurer aufhorchen, nahm vernünftigen Männern den Verstand, ließ Unvernünftige zu rastlos Tätigen werden, der Ruf: Gold! Es gab Gold in Hülle und Fülle, es lag da, man brauchte es nur aufzuheben. Der „goldene Westen“ war die Rauberkermel. Tausende machten sich auf den Weg ins Goldland. Aber nicht nur Gold wurde versprochen, auch Kunde von Ländern, in denen Milch und Honig fließen sollte, drang in die Welt. Kalifornien und Oregon warteten auf alle die, die keine Heimat hatten, oder denen die Heimat nicht genug Brot geben konnte. In diesen geheimnisvollen, gesegneten Landstrichen sollte man dreimal im Jahr ernten können! Ueberfluß, wohin man sah, und das Schönste war, daß die Vereinigten Staaten jedem, der nur wollte dort kostenlos Land zur Verfügung stellten! Das Land, wo Milch und Honig floß, wartete, daß man es in Besitz nahm. Tausende von kleinen Siedlern an den Ufern des Mississippi horchten auf! Wo war dieses Wunderland, dieser „goldene Westen“? Es ging ihnen schlecht, der Boden war nicht gut, Wälder hatten vernichtet, was in mühsamer Arbeit aufgearbeitet worden war, und das Letzte nahm ihnen die Steuer. War das noch ein Leben? Nein, das war kein Leben, und es war selbstverständlich, daß auch die Siedler vom Mississippi dem Lockruf des fernen Westens erlagen.

Abend für Abend saßen die Männer zusammen und berieten. Es fiel ihnen nicht schwer, die ärmlichen Dörfer aufzugeben, denn es sollte ja ins Paradies gehen. Die Männer redeten sich in Begeisterung, die wortfahnen Siedler wurden zu bereiten Eiferern, Mißtrauische wurden überstimmt. Die Frauen zählten die Vorratsschätze durch: Da, es würde reichen, bis man nach dem fernen Oregon kam, es stand nichts im Wege, das man abmarkierte, und sie drängten die Männer, weil sie Angst hatten, es könnte ihnen vielleicht jemand zuvorkommen.

Der Vorkämpfer im Kreise der Männer war William Smith. Smith war eigentlich kein richtiger Siedler, er stammte aus dem Osten der Staaten hatte das Stellmacherhandwerk gelernt und hatte nur wenig Ackerland erworben, um das sich seine rotblonde Frau Mary mehr kümmerte als er. Aber William Smith ist der Klügste, er hat Bücher gelesen, und er versteht eine Sache zu organisieren. Man wählt Smith zum Führer, er bestimmt den Tag der Reise. Noch viel ist bis dahin zu tun. Es müssen Wagen gezimert werden, schwere Wagen, die den ausen Hansrat bergen können und die Vorräte und Geräte. Vier Paar Ochsen sollen die Wagen ziehen! Es müssen kräftige, wohlgenährte Tiere sein, denn es liegt ein Weg von 3000 Meilen zwischen der alten und der neuen Heimat. Nun, die 3000 Meilen werden auch einmal überwunden, und sie werden schnell überwunden, wenn die Hoffnung einen antreibt.

Die Frauen drücken die Kinder an die Brust und flüstern: Ihr werdet einmal reich sein! Mary Smith drückt ihr Töchterchen Helen, das fünfte von vier Kindern, an sich und sagt: Nun brauchst du nicht mehr soviel zu husten, in Oregon scheint immer die Sonne, und die Seeluft ist so gesund, und immer wird es dort Obst geben...

Fieberhaft wird gearbeitet, aber es ist ein frohes Schaffen, die Männer lachen, und die Frauen singen!

Keiner ahnt, daß von den Tausenden, die die alte Heimat verlassen wollen, nur ein Drittel ans Ziel kommt, daß der Weg von 3000 Meilen mit Frau und Kindern durch wilde, pfadlose Wüste führt, wo es fast kein Wasser gibt, und wo feindliche Indianerhämme herrschen, daß man sich über die Gleichheit der Nordländer mühsam durch Eis und Schnee einen Weg suchen muß, daß Hunger, Krankheit und Verzweiflung warten. Keiner ahnt — denn der „goldene Westen“ lockt...

Aufbruch ins gelobte Land

Endlich ist es so weit! Nach wochenlanger Arbeit sind die Wagen fertiggestellt, für das letzte Geld sind Vorräte gekauft und Viehherden angeschafft worden. Mary Smith, als Frau des Anführers, hat allen Frauen mit Wat und Fat zur Seite gestanden, hat die Kleiderbündel fortirt, hat geortet, daß man

auch warme Sachen mitnimmt, denn es soll ja über das Gebirge gehen. Natürlich ist die Ausrüstung aller sehr primitiv, Geld ist immer so knapp bei den Siedlern gewesen, und das meiste Geld wird für Handwerkszeug, Geräte, Waffen und Munition verwendet. Auch Sämereien müssen mitgenommen werden, damit man in der neuen Heimat gleich mit der Arbeit beginnen kann. Am letzten Abend vor der Abreise ist Gottesdienst. Es sind alles fromme Leute, diese Bauern von dem Mississippi, gläubig und ehrfürchtig, viele gehören Sektarien an. Die schrillen Stimmen der Frauen durchdringen die Nacht, auch die Männer singen laut die frommen Lieder. Die Kinder hat man früh zu Bett gebracht, denn die Anstrengungen der Reise werden groß sein.

Mary Smith überprüft noch einmal ihre verschürzten Hüllen, nichts darf fehlen, auch Arznei und Verbandstoff müssen mitgenommen werden. Sie ahnt nicht, wie bald sie diese brauchen wird.

Um fünf Uhr früh ist der Aufbruch ins „gelobte Land“ angelegt. Achtzig Wagen sind aufgeföhren aus dem Distrikt, den William

Smith anführt. Der erste Wagen setzt sich mit freischwebenden Achsen in Bewegung, die anderen folgen. Frauen und Kinder sind zwischen den Ballen und Packen verstaubt, die jungen Bur-

schen reiten auf Pferden und treiben das Vieh an, das man mitnimmt. Der große Zug der Mississippibauern hat begonnen. (Fortsetzung in der Freitags-Ausgabe.)

Kurzberichte aus aller Welt

Ein Jahr Gefängnis für rücksichtslose Autofahrerin

In Königsberg wurde die Großkaufmannstochter Ursula Gehlig, die mit ihrem Auto den Architekten Jelsinski überfahren und getötet hatte, wegen fahrlässiger Tötung zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Freunde der Gehlig hatten den Toten auf die Schienen der Straßenbahn gelegt, um einen Strafenbahnunfall vorzutäuschen. In der Urteilsbegründung wurde ausgesöhrt, daß sich die Angeklagte nicht aus freien Stücken habe bereit finden lassen, sich der Witwe und des Kindes des

Getöteten anzunehmen. Erst im Urteil habe den Hinterbliebenen eine Entschädigung zugesprochen werden müssen.

Arm in Arm dem Zug entgegen

Auf der Bahnstrecke Nürnberg-Regensburg in der Nähe von Endorf gingen ein Mann und ein junges Mädchen neben dem Bahndamm einher. Als sich ein Güterzug in voller Fahrt näherte, beizten beide plötzlich die Gleise und gingen Arm in Arm dem herausbrausenden Zug entgegen. Der Zug fuhr über sie hinweg und verstimelte sie bis zur Unkenntlichkeit. Es handelt sich um den 28 Jahre alten Heinrich Binner aus Nüchringen und die jugendliche Margarete Schmid aus Nida.

Isaaksohn täuscht Eisenbahnunfall vor

Vor einigen Tagen wurde auf einer österrischen Bahnstrecke ein Mann mit einer Gehirnerschütterung und Verletzungen aufgefunden, der Papiere auf den Namen eines schwedischen Ingenieurs Stage besaß. Er gab damals an, aus dem Brennerschlagung gekürt und im Besitz einer großen Geldsumme gewesen zu sein. Die Untersuchung dieses seltsamen Falles hat bisher zu keiner Klärung geführt. Jetzt scheint infolgedessen eine Wendung eingetreten zu sein, als die Behörden der Ansicht sind, daß es sich um einen großen Betrugsversuch handelt. Es wurde festgestellt, daß Ingenieur Stage, der Sohn eines bekannten schwedischen Stahlmagnaten, seinen Reisezug gar nicht über Oesterreich genommen hat. Trotzdem befand sich aber der „Betrugsklüfte“ im Besitz des Passes des Stage. An Wahrheit scheint der neben den Gleisen gefundene Mann Isaak Nathanael Isaaksohn zu heißen und ein von den amerikanischen Behörden lange gesuchter Verbrecher zu sein. Jetzt steht, daß Isaaksohn vor seinem „Unfall“ eine große Unfallversicherung abgeschlossen hatte.

Kreuzer „Emden“ ist Montag vormittag in Las Palmas eingetroffen

Bei Umbauarbeiten tief der Mühlenbesitzer Hartwig in Langenbrück bei Neustadt in Oberschlesien auf drei große Tonköpfe, die insgesamt 50 Kilo Silbergeld und 1 Kilo Goldmünzen enthielten. Die Münzen stammen aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert.

Der Berliner Rundfunkprozess

Wie Dr. Fleisch bewertet wurde

versicherung, nachträgliches Jahresgehalt, Trennungsgebühr — alles für Fleisch

(Berlin, 20. Nov.) Am Dienstag wurde im Rundfunkprozess der Nachfolger Dr. Fleisch auf dem Frankfurter Intendantenposten, Rechtsanwalt Schüller, als Zeuge weiter vernommen, der die Weiterzahlung von drei Monatsgehältern an Fleisch als eine „Wahlungsvergütung“ für Fleischs Tätigkeit in Frankfurt bezeichnete und eine Anerkennung dafür, daß Fleisch auch nach seinem Weggang in enger Fühlung mit der Frankfurter Gesellschaft geblieben sei. Oberstaatsanwalt Dr. Reimer stellte fest, daß Gericht habe die Straftaten Fleischs vor dem 1. Juni 1929 als verjährt angesehen. Nach Schüllers Aussage ergebe sich, daß Fleisch weiterhin für die Frankfurter Gesellschaft tätig gewesen sei, und daß seine damaligen Straftaten nicht verjährt seien. Die Staatsanwaltschaft habe gegen den Eröffnungsbeschluss, der die Verjährung angenommen habe, sofort Beschwerde eingelegt.

Es kam dann zu einer ausgedehnten Erörterung der Frage, ob Fleisch für die drei Monatsgehälter wirklich eine Gegenleistung ausgeübt habe. Der Angeklagte Bredow betonte, er habe keine Bedenken gegen die Weiterzahlung des Gehaltes gehabt, in erster Linie sei die Sorge um den Frankfurter Sender maßgebend gewesen. Außerdem wollte man nicht, daß Fleisch in Berlin mit Schulden beginnen solle. Dr. Fleisch selbst erklärte auf die Frage des Staatsanwaltschaftsrates Stier, was er dazu zu sagen habe, diese Zahlung als eine Anerkennung für seine weitere beratende Tätigkeit bei der Einarbeitung seines Nachfolgers angesehen zu haben.

Am weiteren Verlaufe seiner Vernehmung machte der Zeuge Schüller die interessante Mitteilung, daß die Privataktionäre in der Frankfurter Gesellschaft

Dr. Fleisch für seine Mühewaltungen von sich aus noch ein Jahresgehalt weitergezahlt hätten.

Die Summe betrug monatlich rund 400 RM, und sollte eine Anerkennung für die Tätigkeit Dr. Fleischs sein. Bezüglich der Reisekosten Fleischs beantragte der Verteidiger von Fleisch die Ladung eines Sachverständigen.

In der Nachmittagsstunde wurde die Vernehmung des Zeugen Schüller abgeschlossen. Das Gericht beschloß, Schüller unverdächtig zu lassen, da gegen ihn ein Ermittlungsverfahren wegen eventl. Mittäterschaft schwebt.

Die Entscheidung über einen Antrag der Verteidiger, wegen der an Fleisch bezahlten Trennungsvergütung von 8000 RM, die die Funkstunde Berlin für die Ueberführung Fleischs nach Berlin leistete, Sachverständige zu Rate zu ziehen, wurde vorerst zurückgestellt.

Sodann schilderte der Angeklagte Dr. Fleisch eingehend die Verhandlungen, die zu der Bewilligung der Trennungsvergütung führten. Es ergab sich, daß Fleisch außer seinem Gehalt als Intendant der Funkstunde-AG, als Mitarbeiter der Zeitschrift „Die Funkstunde“ etwa 500 RM, und dazu noch das weiterlaufende Gehalt des Funkverlages in Frankfurt, insgesamt etwa 1000 RM, Nebeneinnahmen bezog. Oberstaatsanwalt Dr. Reimer fragte Bredow und Magnus, wie sie den Satz von 1000



Berlin hat jetzt Unfallkommandos

Zur Bekämpfung der Verkehrsunfälle sind jetzt in Berlin, nach dem Muster der Ueberfallkommandos, drei Unfallkommandos bereitgestellt worden, die bei Unfällen in kürzester Zeit an Ort und Stelle erscheinen. Durch gesuchte Polizeibeamte wird die Entstehung des Unfalls genau festgestellt, an Ort und Stelle protokolliert und damit wertvolle Borausarbeit für die Klärung der Schuldfrage geleistet.



In der Qualität und in der Ausgiebigkeit liegt die wahre Billigkeit.

Mühlen Franck

Der gute Kaffee-Zusatz zu jedem Kaffee

Kultur und Schrifttum

Kunst — auf Bestellung

Ein sehr zeitgemäßes Thema

Nur wer viel allein ist, lernt gut denken. Bonjels.

Schmetterlinge aus der Eiszeit

Die Insektenbörse, die der Internationale Entomologische Verein in Frankfurt a. M. abhielt, war stärker besucht als in den vergangenen Jahren. Werte aus aller Welt finden sich auf dieser alljährlichen Frankfurter Novemberbörse ein. Die Weltreise hat die Entomologen schon vor Jahren gezwungen, von eigenen Frängen abzusehen. Man ist zum Teil dazu übergegangen, sich die Puppen der farbenprächtigen riesigen Tropenschmetterlinge schicken zu lassen und sie dann im eigenen Lande zu züchten. Man tut dies besonders auch mit einer Apollonart aus den Alpen, einem noch aus der Eiszeit stammenden Schmetterling. Das Berner Klima wird dabei abwechselnd durch Eisfeller und Wärmehaube vorgeführt. Für den Sammler ist in erster Linie der Seltenheitswert maßgebend, während handgroße Tropenflatter mit 1 bis 2 RM. gehandelt werden, sind die entomologischen Raritäten verhältnismäßig sehr teuer. Für ein „Imperator“-Männchen, das aus dem Himalaja stammt, wird heute noch der Rekordpreis von 90 RM. bezahlt. Entomologische Raritäten gibt es aber auch in der Heimat. In einigen unserer Mittelgebirge, z. B. in Vogelsberg und in der Rhön findet man eine Art Schmetterlinge, die noch ein Ueberrelikt aus der Eiszeit darstellt. Es ist ein enger Verwandter jenes „Imperator“ aus dem Himalaja, ein etwas unscheinbarer Falter, unserem Koblweißling ähnlich. Er findet sich nur in rauheren Gebirgszonen und auch dort nur auf einer bestimmten Frühjahrsblume. Sonst sind die Tauschwerte dieser Bärse auch für den bescheidenen Beutel erschwinglich. Totentöpfe z. B. unsere größten einheimischen Schmetterlinge, notieren mit 1,20 bis 1,50 RM. Gelblinge gibt es schon von einem Groschen an bis 12 RM. Interessant sind die Besucher dieser Börse. Hier findet man neben dem Universitätsprofessor und dem Lehrer auch den Handarbeiter, der an den Schönheiten der Natur Freude hat.

Der bekömmliche Löwenzahn

Ein recht unscheinbares und wenig geschätztes Pflänzchen ist der Löwenzahn, auch als Kettenblume, Butterblume, Pfaffenbrüchlein und unter manchem anderen, meist unschönen Namen bekannt. Was an allen Wegen blüht, schätzt man nicht sonderlich. Und geküßelt geradezu ist der Saft, der milchweiß aus dem Stengel quillt. Er kann Kindern sogar lebensgefährlich werden. Weit angenehmer klingt der wissenschaftliche Name des Pflänzchens, den man auf die griechischen Worte für Lebeschneiden und -heilen zurückführt. Und in der Tat erweist sich der Löwenzahn denn auch schon in Lateinreisen seit geraumer Zeit einer gewissen Beliebtheit, weil er angeblich das Blut reinigt. Man verwendet ihn daher in Frankreich und bei uns als Salat, besonders bei den sogenannten Frühjahrskulturen. Und Dr. Bernhard Kniebel-Altenstadt berichtet aus seiner ärztlichen Tätigkeit im „Zentralblatt für Landärzte“, daß er mit der aus dieser Pflanze gewonnenen Arznei bei seinen Patienten gute Erfolge erzielen konnte. Am besten bewährt sich das Mittel gegen Blähsucht mit Beschwerden im Bauch, die sich durch träge Verdauung, Aufstoßen, Kopfschmerzen und in anderer Weise äußern.

Wie das Goethe-Schiller-Archiv entstand

Von Wanda von Puttkamer

Es war eine Selbstverständlichkeit, daß Schiller auf einen näheren Verkehr mit Goethe hoffte. Goethe unterstand die Jenaer Universitätsverwaltung. Er hatte dem Schwankenden selbst zugeredet, die Professur anzunehmen. Schiller rechnete nun damit, daß er auch in Weimar freudig begrüßt werden würde. Die vorhergehenden Berührungen beider Dichter waren verhältnismäßig flüchtig gewesen. Von Goethe hieß es: „Er wird noch mehr als Mensch denn als Schriftsteller geliebt und bewundert.“ Schiller seinerseits faßte im Februar 1789 sein Urteil über Goethe in einem Briefe an Körner zusammen: „Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln und durch kleine sowohl als große Attentionen sich verbindlich zu machen, aber sich selbst weiß er immer freizubehalten. Er macht seine Erläuterung wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben.“ Die Aufklärung für diese Haltung Goethes ist sehr einfach, wenngleich sie bedauerlicherweise dazu führte, daß kostbare Jahre für die beiden großen Männer verloren gingen. Goethe war in einer weitgehenden, inneren Umstellung begriffen, die Eindrücke der italienischen Reise beherrschten ihn noch. Er stand vor dem Zusammenbruch seiner Liebe zu Charlotte von Stein, Christiane war in sein Leben getreten, und alles, was er im Süden erlebt und gesehen hatte, wollte verarbeitet und innerlich ausgewertet werden. Ihm fehlte in dieser Zeitphase jede Möglichkeit, Schiller mit dessen feurigen und phantastischen Gedanken und dichterischen Plänen zu erlassen. Goethe wollte nichts Neues in sein Leben ein-

Die Frage nach der wirtschaftlichen Sicherung des künstlerischen Schaffens ist, das darf man ohne Uebertreibung sagen, so alt wie die Kunst selbst. Wir wissen, wie hoch in den antiken Staaten und vor allem in Griechenland der Künstler geehrt wurde, der im Range der Nation dem Philosophen und dem politischen Führer ebenbürtig zur Seite stand; solche Ehrung aber war damals auch zwangsläufig mit materieller Sicherstellung auf Kosten des Volksganzen verknüpft. Und als über ein Jahrtausend später der Dichter Walter von der Vogelweide sein von Glück durchzittertes Lied „Abi, ich han min lehen...“ singt, so bedeutet das den Ausdruck seiner Freude, weil er vom Kaiser als Dank für seine Dichtung, die wegen ihrer politischen Haltung im deutschen Interesse liegt, wirtschaftlich sichergestellt worden ist und nun ganz sich seiner Kunst widmen kann.

Es ging also keineswegs nur um Dinge dieser Zeit, als der Führer auf dem letzten Parteitag allen künstlerischen Schaffenden die „gewaltigste Auftragserteilung aller Zeiten“ anfündigte; vielleicht bereitet sich hier eine Lösung der alten Sorge der Künstler vor. Mancher freilich hat sich gefragt, ob es denn der Kunst dienlich sein könne, an den Auftrag gebunden zu sein, hat gemeint, es unterschiede sich gerade darin die Kunst vom Handwerk, daß in ihr frei und nicht „auf Bestellung“ geschaffen würde. Dieses Bedenken ist verständlich; aber es geht an der Wirklichkeit vorbei. Denn eine überlegende Betrachtung erweist, daß von jeher der Auftrag der Kunst neuen Antrieb gegeben hat. Und am überraschendsten bezeugt die Wahrheit dieser Meinung die Tatsache, daß es ja ein ganzes Gebiet der Kunst gibt, das allein durch die Bestellung zum Leben wird.

Was wäre denn sonst der Nutzen der Architektur, wenn sie nicht den Bedürfnissen des einzelnen und des Volksganzen sich anpassen würde. Dieses Bedürfnis aber wird durch den dem Architekten erteilten Auftrag sichtbar: ein Baumeister, der sich darauf beschränkte, heute Luxusräume und Paläste zu entwerfen, könnte von uns nicht verlangen, daß wir ihm unser Interesse zuzuwenden, könnte daher weder materielle Unterstützung noch künstlerische Wertung erwarten. Und wie im Mittelalter die Kirche, im 19. Jahrhundert das Bürgertum der große Auftraggeber war und also maßgeblichen Einfluß auf die Entwicklung der Baukunst nahm, ist heute wohl der Staat derjenige, der maßgeblich die baukünstlerische Entwicklung bestimmt; man darf auf die persönliche Mitwirkung Adolf Hilters an verchiedenen großen Bauplänen der letzten Zeit verweisen.

Die anderen Formen der bildenden Kunst, Malerei und Plastik also, scheinen freier und demnach von der Bestellung unabhängiger zu sein. Aber doch gibt es so unzählige Beispiele künstlerischer Werte, die nur auf diesem Weg Wirklichkeit geworden sind, daß man glauben darf, auch hier und gerade hier den Auftrag niemals entbehren zu können. Man braucht, um diese Ansicht zu begründen, sich nur einmal die Malerei und Plastik aller Zeiten vorzustellen, aus der sämtliche Porträts fehlten.

Dann wird einem klar, wie unerfährlich dieser Verlust wäre. Oder kann es jemanden geben, der die deutsche Kunst der Renaissance nicht sehr viel ärmer hielte, wenn aus ihr das bei dem Nürnberger Maler Albrecht Dürer von dem reichen Kaufmann Hieronymus Holzschuher bestellte Porträt fehlte, wenn Holbeins herrliche Patriarchenbilder nicht existierten? Möchte aus der Kunst der letzten dreißig Jahre jemand die Freskengemälde missen, die Ferdinand Hodler im Auftrag der Jenaer Universitätsrat schuf, eine durchaus „bestellte“ Arbeit?

Schwieriger freilich liegen die Verhältnisse bei der Dichtung. Wohl kann ein einzelner oder ein Verlag den Dichter zum Schaffen anregen, aber ein richtiger Auftrag ist hier schon schwerer vorstellbar. Das bedeutendste dichterische Kunstwerk des alten Rom allerdings war eine Auftragschöpfung: Vergils „Aeneis“ entstand auf Anregung des Kaisers Augustus zur Verherrlichung des römischen Weltreiches, und Rom hat keine zweite Dichtung gleichen Ausmaßes aufzuweisen.

In Deutschland haben zweimal Dichter den Ruf des Volkes vernommen, zu weisewollen Stunden ihm die gemäße Dichtung zu geben, — und sie haben beide verlagert. Nach den Freiheitskriegen wandte man sich an den Großen, ja an den Großen, an Goethe, und bat ihn, er möge ein Spiel schreiben, das Geist und Stimmung jener Tage wiedergäbe; Goethe meinte, den Auftrag nicht abzulehnen zu können, obwohl er zu dem Geschehen der Zeit nur sehr geringe Beziehungen verspürte, und so entstand das Spiel von „Des Epimenides Erwachen“, das heute für literarhistoriker und Goetheforscher ein wertvolles Zeugnis für den inneren Weg des Dichters bedeutet, aber den Deutschen von 1813 eine herbe und bittere Enttäuschung war, weil sie mit Recht verpönten zu müssen glaubten, daß ihr größter Genius den Auftrag seines Volkes nicht entgegengenommen hatte. Es war ihnen ja noch verborgen, daß der Dichter im „Rausch“ seinem Volke eine unvergängliche Gabe darreichen würde, die wichtiger als jedes Festspiel ist.

Allein hundert Jahre, nachdem Deutschland vergeblich dem von ihm verehrten Dichter den Auftrag entgegengebracht hatte, der allgemeinen Freude dichterischen Ausdruck zu geben, ereignete sich das gleiche Mißgeschick ein zweites Mal. Die Stadt Breslau wollte den Tag der hundertsten Wiederkehr der Freiheitskriege, denen sie sich innerlich verbunden fühlte, mit einem Festspiel feierlich begehen. Den Auftrag dafür erhielt Schlesiens Sohn Gerhart Hauptmann, der allen als der größte Dichter dieser Zeit erschien. Aber er, der im „Kforian Genet“ und an manchem anderen Werk das Wissen um das Wesen seines Volkes unter Beweis gestellt hatte, verlagte hier, und sein „Festspiel in deutschen Reimen“ ist bei aller bleibenden Hochachtung vor dem Dichter manches starken und volkstümlich-deutschen Stückes nur als verunglückt zu bezeichnen, soviel Interessantes es auch enthält; der Geist, der es hätte beleben müssen, fehlte. So ist zweimal in Deutschland die „Bestellung beim Dichter“ unglücklich ausgegangen; man

Neue Erfindungen und Entdeckungen

Ein nicht brennendes Papier. Papier, das nicht brennt, erhält man durch Imprägnierung mit einem Flammenschutzmittel, das farblos, wasserlöslich und giftfrei ist. Das chemische Präparat soll sich vorzüglich für leicht brennbare Gegenstände (Seidenpapier, Spitzenvorhänge usw.) eignen, die es vor Feuer schützt. Selbst bei starker Flammhitze tritt nur eine äußere Verkohlung des Papiers ein, Druckstrichen bleiben unverletzt.

wünschte sehr, daß die Zeit auch hier Wandel schaffte, da in ihr ja das Bewußtsein um die verantwortungsvolle Bindung eines jeden an das Schicksal der Gesamtheit sehr gewachsen ist.

Was eigentlich unmahrscheinlich erscheinen möchte, ist durch unzählige Beispiele als wahr zu belegen: daß im Gegensatz dazu die Musik durch Auftrag und Bestellung stets lebhaft Förderung erfahren hat. Dabei braucht man nicht in erster Linie an Opern und Operetten zu denken, bei denen ja oft die Musik für eine Dichtung komponiert wird. Aber man muß wissen, daß heiliger Besitz der musikalischen Welt, fast das gesamte Werk Johann Sebastian Bachs, von ihm für die Organistatigkeit geschaffen wurde, aus einem durchaus praktischen Bedürfnis heraus. Davon mußte, während er als Kapellmeister des Fürstlichen Orchesters in Eisenstadt lebte, alles komponieren, was sein Vorgesetzter wünschte, und man kann wohl sagen, daß manches große Kunstwerk so uns gegeben wurde. Ebenso schuf Mozart auf direkteste Bestellungen hin, den letzten Auftrag freilich konnte er nicht mehr ausführen, ein unvollendetes Requiem ist zurückgelassen. Zur Einweihungsfeier des Suezkanals erhielt der italienische Meister Giuseppe Verdi den Auftrag, ein musikalisches Festspiel zu schreiben, und man kennt das Ergebnis: „Aida“ gehört heute zu den meistgespielten Opern, und die wenigsten nur wissen, daß es zu solcher Gelegenheit „auf Bestellung“ komponiert wurde.

Kein Zweifel ist möglich: es gibt keine Kunst ohne Bestellung und Auftrag. Und da heute Private als Auftraggeber auch aus anderen als materiellen Gründen als Auftraggeber nur sehr beschränkt in Frage kommen, ist es eine Erfüllung der Aufgabe des Staates, wenn den Künstlern die große Auftragserteilung durch das Volk in Aussicht gestellt wird. Für sie alle bedeutet es aber nicht nur ein Verprechen, sondern auch Bindung und Verpflichtung. Hans Sauter.

Hindenburgs Ahnen mütterlicherseits

Die Nachforschungen in den Kirchenbüchern von Birges im Bellerwald haben ergeben, daß die Ahnen des verstorbenen Reichspräsidenten und Generalfeldmarschalls von Hindenburg mütterlicherseits vom Bellerwald stammen. Der Mädchennamen der Mutter Hindenburg ist Antje Schwidert. Etwa bis zum Jahre 1650 läßt sich der Stamm einer Familie Schwidhardt in Birges nachweisen. Nachkommen der Schwidhardts sind heute noch in Birges und Umgegend als Schwiderts zu finden.

Freiherr Ludwig von Gleichen gehörte zu dem intimen Freundeskreise des Großherzogs Karl Alexander. Die Großherzogin Sophie bewies ihm durch aufrichtige Freundschaft, daß sie die Größe seines Opfers und des ihr dargebrachten Vertrauens verstand. Sie war stolz, als sie dem geplanten Archivbau den Namen Schiller hinstellen konnte.

Wenn Goethe an seinen Freund Schiller schrieb, daß er ihn zu einer Schichtenfahrt abholen würde, und wenn dann die schnellen Rosse mit den klingenden Glöckchen und den mehenden Hofschaarhähnen in dem leichten Schwannenschlitten die beiden in Felde gebüllten Dichter aus der Stadt hinausführten, wurde oft ein bestimmter Weg gewählt. Man machte die große Fahrt um das Weibich, das Wäldchen nahe von Weimar herum und besuchte Schloß Tiefurt, das so reich an Jugenderinnerungen für Goethe war. Diese Anstöße wurden in den folgenden Nachmittagsstunden unternommen. Bei der Heimkehr auf der Jenaer Straße schaute links die Altenburg zwischen Bäumen hervor, und rechts oberhalb der Stadt lag ein Stück unbebauter, mit Getreide und Getrepp bewachsenes Land. Der Blick der Dichter schweifte wohl hinüber über die schneeumhangenen Hügel nach dem Schloß und hinauf zum alten Bastilleurum. Ihre Seelen ahnten nicht, daß auf diesem Fleckchen Erde zur rechten Hand das weiche Haus einst stehen würde, das einmal ein Forscher die Baustein Goethe getauft hat.

In seinen hellen Sälen, in diesen lichtdurchfluteten Räumen befindet sich heute alles das, was die Geister gedacht und eronnen, geträumt und geschrieben haben. Unangenehm führen sie an diesem Plage vorüber; heute ruht dort auf dem Papier, auf dem die Worte stehen: „Es kann die Spur von deinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn.“

Die Frau, die es geschaffen hat, war der Geburt nach nicht einmal eine Deutsche. Der letzte Entel des Dnmiers, Walther von Goethe, hatte in seinem Testament der Großherzogin Sophie von Sachsen, der Königin-tochter aus Holland, alle Papiere wissenschaftlichen, poetischen, literarischen, administrativen und familiären Inhalts seines Großvaters vermacht. Dies war frei von jeder Vorschrift, frei von Auflagen und Bedingungen, gesehen als ein Zeichen tief empfundenen, weil tief begründeten Vertrauens.

Das geschah im Jahre 1885. Vier Jahre später folgte dem hochherzigen Testament Walthers von Goethe eine zweite Großtat. Ludwig Freiherr von Gleichen-Ruhwurm, der Sohn Emilie von Schillers, der jüngsten Tochter des Dichters, und sein Sohn, der noch lebende Schriftsteller Alexander von Gleichen-Ruhwurm, schenkten die schriftliche Hinterlassenschaft ihres Vorfahren ebenfalls der Großherzogin für das Archiv, das sie bauen wollte.

Die Fürstin rechtfertigte das Vertrauen, das in sie gesetzt wurde. Sie errichtete eine Stiftung außer dem Gebäude, stellte die Einkünfte der Gelehrten, die sie zur Verwaltung der Papiere berief, durch Hergabe beträchtlicher Kapitalien sicher.

Die Namen der Geber und die Worte der Stiftungsurkunde der Gleichen-Ruhwurmschen Stiftung ließ sie mit goldenen Buchstaben auf Marmortafeln im Hauptsaale des Archivs an der Wand anbringen.

schalten. Der landfremde Württemberger mochte sich einleben, er bedeutete jetzt eine anerkannte Größe, auch hatte er durch seine junge Frau die besten Verbindungen, um in den Thüringer Landen heimisch zu werden, und bedurfte keiner weiteren Protektion. Es kamen gerade genug Menschen nach Weimar, die etwas von dem hochmögenden Staatsminister und dem deutschen Dichter wollten, mochten doch die neu hinzugekommenen sich bescheiden und versuchen, sich einzuleben.

Es dauerte bis zum Juni 1794, als an Goethe sein aehorfamter Diener und aufrichtigster Verehrer F. Schiller die erabene Bitte richtete, „der hochzuverehrenden Geheime Rat möge die Gnade haben, die Monatschrift „Die Horen“ mit seinen Beiträgen zu beehren.“ Damit wurde die Grundlage zu der Freundschaft zwischen Schiller und Goethe gelegt, die wir bis zum 25. April 1805 verfolgen können. Wenige Tage vor Schillers Tode ist an Goethe der letzte der Briefe geschrieben, dem noch eine Antwort folgt. Der Briefwechsel der beiden ist eins der schönsten Dokumente der deutschen und der Weltliteratur. Goethe selbst hat die Herausgabe veranlaßt und geleitet. Er faßte den Entschluß in der Hauptfrage deswegen, weil er der Familie Schillers Einkommen verschaffen wollte. 4000 Taler waren der Anteil, der auf die Schillerschen Erben entfiel. Die Briefe geben nicht nur Zeugnis von der Freundschaft und dem Verständnis beider Männer für einander, sondern das Zeitbild jener Weimarer Jahre und der Literatur spiegelt sich in ihnen.

Die Verbundenheit der beiden Dichter wurde auch durch den Tod nicht getrennt. In der Fürstengruft zu Weimar sehen die Sarkophage nebeneinander, das Denkmal vor dem Theater grüßt den Weimar-Pfizer, und wichtiger als diese beiden Erinnerungen, ragt das

weiße Gebäude über der Stadt, in dem der schriftliche Nachlaß beider Dichter niedergelegt wurde, das Goethe-Schiller-Archiv. Wirkt es doch heute anker dem Nachlaß der Dioskuren Schätze an Manuskripten und Niederschriften der bedeutendsten Schriftsteller unserer Sprache.

Die Frau, die es geschaffen hat, war der Geburt nach nicht einmal eine Deutsche. Der letzte Entel des Dnmiers, Walther von Goethe, hatte in seinem Testament der Großherzogin Sophie von Sachsen, der Königin-tochter aus Holland, alle Papiere wissenschaftlichen, poetischen, literarischen, administrativen und familiären Inhalts seines Großvaters vermacht. Dies war frei von jeder Vorschrift, frei von Auflagen und Bedingungen, gesehen als ein Zeichen tief empfundenen, weil tief begründeten Vertrauens.

Das geschah im Jahre 1885. Vier Jahre später folgte dem hochherzigen Testament Walthers von Goethe eine zweite Großtat. Ludwig Freiherr von Gleichen-Ruhwurm, der Sohn Emilie von Schillers, der jüngsten Tochter des Dichters, und sein Sohn, der noch lebende Schriftsteller Alexander von Gleichen-Ruhwurm, schenkten die schriftliche Hinterlassenschaft ihres Vorfahren ebenfalls der Großherzogin für das Archiv, das sie bauen wollte.

Die Fürstin rechtfertigte das Vertrauen, das in sie gesetzt wurde. Sie errichtete eine Stiftung außer dem Gebäude, stellte die Einkünfte der Gelehrten, die sie zur Verwaltung der Papiere berief, durch Hergabe beträchtlicher Kapitalien sicher.

Die Namen der Geber und die Worte der Stiftungsurkunde der Gleichen-Ruhwurmschen Stiftung ließ sie mit goldenen Buchstaben auf Marmortafeln im Hauptsaale des Archivs an der Wand anbringen.



Aus Stadt und Land



Höllentalbahn Freiburg—Titisee—Neustadt wird erst 1936 elektrifiziert

Die für den Fahrplanwechsel 1935 bisher angenommene Möglichkeit der Ueberleitung des Dampfbetriebes auf der Höllentalweststrecke (Freiburg—Titisee—Neustadt) und der Dreiseitenbahn Titisee—Seeburg in den Strombetrieb wird sich nicht durchführen lassen. Für die Höllentalbahn wird sich eine Verschiebung auf den Fahrplanwechsel 1936 als dienlich erweisen. Dagegen wird für die Strecke der Dreiseitenbahn mit ihren 19 Kilometern, die keine schwierigen Umbauten, keine Tunnel- u. keine Kundentendenzarbeiten aufweist, und die im Aufbau der Tragarmen und des Fahrtrahmens fertig ist, zum Frühjahr 1935 mit dem elektrischen Betrieb begonnen.

Die Ursache für die Verzögerung des Termins auf der Höllentalbahn dürfte wohl hauptsächlich in dem größeren Ausmaß der Umbauarbeiten an den sieben Tunneln der Strecke zu suchen sein.

Nebel und Niederwasser am Oberrhein

Der Monat November erwies sich bisher für die Schifffahrt auf dem Oberrhein wenig günstig, da die erhoffte Wasserfülle, bzw. die Ausfüllung des Rheintroms nicht eingetreten ist.

Die Tendenz ausgeprägter Trockenheit hat sich vielmehr vom Sommer auf den Früh- und Herbst auf den Sommer übertragen. Die Gebirgsbäche aus dem Alpenland und dem Schwarzwald bringen kaum nennenswerte Zuflüsse. Dingenen hat sich zu dem Niedrigwasserstand, der die Schifffahrt ohnehin beengt, noch bemerksamer Nebel gestellt, der häufig in den letzten Wochen bis zu den späten Vormittagsstunden anhält. Dadurch vermögen berg- und talwärts fahrende Schiffe nur mit größter Vorsicht und mit geringsten Fahrtgeschwindigkeiten zu verkehren.

Der Reifstand bei Maxau ist letzter Tage bis auf 3,40 Meter abgeunken und setzt im Einklang mit dem Rückgang des Wassers am Oberrhein Rheinaun zu weiterem Fallen.

Die Fleischpreise in Baden

Der Reichskommissar für Preisüberwachung hat den badischen Finanz- und Wirtschaftsminister beauftragt und ermächtigt, mit den beteiligten Stellen wegen einer alsbaldigen Herabsetzung der Fleischpreise Rühlung zu nehmen. Die Verhandlungen hierwegen sind eingeleitet.

Geh. Kommerzienrat Hermann Gesell †

Einer der ältesten und bekanntesten Bürger Pforzheims, Geh. Kommerzienrat Hermann Gesell, ist nach kurzer schwerer Krankheit am Montagabend gestorben. Mit ihm ist ein Stützpfeiler Pforzheims dahingegangen.

Der Kranke und der Führer

Einem jungen verunglückten 21jährigen Mann von Esslingen namens Heinrich Jäger, der durch ein schweres, scheinbar unheilbares Leiden schon 2 1/2 Jahre an das Bett gefesselt ist, wurde von unserem Führer Adolf Hitler ein Röntgen-Radioparagraf zur Verfügung gestellt. Der Unglückliche hat in seiner Einsamkeit an den Führer geschrieben und ihm sein Leid gesagt.

Bücher für Auslandsdeutsche Weihnachtsgeschenk der Heimat

Neben schaffenden Deutschen im Ausland sollte ein gutes deutsches Buch gesandt werden. Das fordern in einem Aufruf die Reichsbesatzungsgruppen der Angestellten in der Deutschen Arbeitsfront.

Sie weisen darauf hin, wie notwendig es ist, die Auslandsdeutschen durch die Ueberlieferung guten Schrifttums zu unterstützen. Hunderttausende von Deutschen im Ausland, so heißt es in dem Aufruf, sind nicht in der Lage, ihren seelischen Hunger nach einem deutschen Buch zu stillen. Darum sollte jeder Arbeitskamerad

und jede Arbeitskameradin in Deutschland wenigstens ein gutes deutsches Buch für einen deutschen Volksgenossen im Ausland spenden. Die Kameraden drücken, die gegen Boykott- und Abneigung kämpfen, seien dankbar für den kleinsten Treuebeweis der Heimat. Die Bücherfundationen sind an die Reichsbesatzungsgruppen der Angestellten in der Deutschen Arbeitsfront, Albert-Förster-Schule, Berlin-Bechlen-

Verbrechen und Sühnen

Angewandt war das Messer „ausgerutscht“

Das Schwurgericht Mannheim verurteilte am Montag den 31 Jahre alten ledigen Karl Eiermann von Mannheim wegen Körperverletzung mit Todesfolge zu einem Jahr Gefängnis, bei sofortiger Verhaftung.

Der Angeklagte hatte im August dem 14jährigen Lehrling Friedrich Möhrenberg in der Würstcherei einer Metzgerei in Mannheim ein Messer in den Rücken geworfen. Möhrenberg hat eine Woche später an den Folgen der Rückenmarksverletzung.

Der Angeklagte, der zuerst leugnete, behauptete schließlich, das Messer sei ihm bei einer entsprechenden Bewegung ausgerutscht und habe den Jungen aus zwei Meter Entfernung

getroffen. Die Aussagen der Sachverständigen ergaben aber ein anderes Bild. Nach umfangreicher Beweisaufnahme wurde der Angeklagte für schuldig befunden.

Der Heidenstein bei Schwörstadt

Freiherr Hermann zu Schönau-Oberschwörstadt hat den sogen. Heidenstein bei Schwörstadt (Bez. Säckingen) dem badischen Staat zum Eigentum vermacht. Dieser Druidenstein, der auf ein Alter von mindestens 5000 Jahren geschätzt wird, gehört in die Reihe der berühmten Steinendenkmäler von Carnac in der Bretagne, wo Tausende der gleichen Steine entweder als einzelne („Menhirs“) oder in Gruppen zu Tausenden als sogen. Alignements zu finden sind.

Einbrecher gefasst

In Durbach wurde dieser Tage durch den hiesigen Polizeiwachmeister ein Mann festgenommen, der in der hiesigen Gegend zahlreiche Einbrüche verübt hatte. Der Dieb suchte sich gewöhnlich diejenigen Häuser aus, wo er ortsfundig und früher beschäftigt war. Für seine Diebereien benutzte er die Zeit, während der die Leute auf dem Felde arbeiteten. Es fielen ihm dabei Lebensmittel, Kleider und auch Bargeld in die Hände.

Kommunistische Funktionäre vor dem Sondergericht

Das Badische Sondergericht in Mannheim beschäftigte sich mit folgendem Fall: Auf Weisung eines KPD-Funktionärs in Kreuzlingen (Schweiz) beschäftigte sich der 36 Jahre alte verheiratete Friedrich Sornatinger aus Wollmatingen, wohnhaft in Konstanz, mit der Bildung von Zellen. Er übermittelte Adressen gewonnener Arbeiter und entsandte auf dem Wunsch nach Angabe eines Vertrauensmannes. Für die genannte Tätigkeit hatte er auch den 28 Jahre alten verheirateten Hermann Müller aus Konstanz gewonnen, der außerdem angeklagt war, einen Funktionär beherbergt zu haben. Das Gericht sprach gegen den Hauptangeklagten Sornatinger eine Gefängnisstrafe von zwei Jahren sechs Monaten aus, gegen Müller ein Jahr sechs Monate Gefängnis.

Aufgeklärter Eismord

Getragödie

In Weisbach (Oberamt Baihingen a. E.) wurde die 28 Jahre alte Ehefrau des 34jährigen verstorbenen Arbeiters Karl Köhler, Anna geb. Strothäder, festgenommen. Sie ist gefählig, ihren Mann durch Zyanalkali vergiften zu haben. Sie hatte das Gift in ein Glas Wasser geschüttet, mit dem er ein Schlafmittel einnehmen wollte. Als Grund der Tat gab die Frau an, der Mann sei ein Trinker gewesen und habe sie oft mißhandelt. Unter dem Verdacht der Mithilfeerschaft wurde auch die Mutter der Mörderin, die 59 Jahre alte Witwe Wilhelmine Strothäder, verhaftet.

Baden-Baden. (Auswirkung der Preisüberwachung.) Kürzlich wurden bei sämtlichen Baden-Badener Metzgereien die Fleischpreise kontrolliert. Die Kontrolle hat ergeben, daß 34 Metzgermeister die festgesetzten Preise für Fleisch und die festgesetzten Preise für Schweinefleisch überschritten haben. Gegen die beschuldigten 34 Metzger wird Anzeige an die Karlsruher Staatsanwaltschaft vorgelegt werden.

90 Jahre Lieberfranz Durlach

Anlässlich des Jubiläums des Gesangsvereins Lieberfranz Durlach wurden durch Sängervorstand Becker folgende Mitglieder geehrt:
Für über 25 jährige aktive Mitgliedschaft mit der Plakette: Geh. Karl (1902), Selter, Andreas (1905), Franzen, Fr. (1908). Für über 25 Jahre aktive Mitgliedschaft mit der goldenen Vereinsnadel: Blum, Otto; Haber, Gustav; Schredenerer, Hermann.
Für über 20 jährige aktive Mitgliedschaft mit dem goldenen Sängerring: Clansina, Wilh.; Dürr, Wilh.; Hermann, Wilh. Für über 15 jährige aktive Mitgliedschaft mit der silbernen Vereinsnadel: Dieb, Fritz; Noll, Adam; Kraft, Karl; Mohr, Leonhard; Treiber, Wilh. und Bolter, Christ. Chorleiter Otto Kral bekam für hervorragende Verdienste am Verein ebenfalls die goldene Vereinsnadel überreicht.
Bezirksführer Brehmer konnte für 25 jährige Ausdauer zum Bad. Sängerbund Otto Blum, Gustav Haber, Hermann Schredenerer und Otto Werle mit der Bad. Sängerringnadel auszeichnen.
Im Namen der Geehrten dankte Verwaltungsoberinspektor Otto Blum.

Das Murgtal berichtet

Gernsbacher Unternehmungen / Allerlei Veranstaltungen

Die Stadtverwaltung Gernsbach konnte dieser Tage den prächtigen Gebäudekomplex des früheren schifferschaftlichen Herrenhauses Otto Weber zu dem denkbar billigen Kaufpreis von 35 000 RM erwerben. Das Anwesen, das sich an der Ziegelbäckerei vorteilhaft aufbaut und sich inmitten der Verkehrsstraße der Stadt befindet, wird vorerst die verschiedenen Geschäftszimmer nationaler Verbände — seitlich in verschiedenen Gebäuden untergebracht — aufnehmen und der Handelsschule den längst nötigen Verleih bieten. Desgleichen beherrsigen hinterhaus und Garten den hintersten des Frauenvereins, in dem nahezu 40 Kinder tagsüber eine Heimstätte seit längerer Zeit gefunden haben. Frau Soesch betreut als Vorsteherin seit Jahren diese soziale Einrichtung, unterstützt von einer geprüften Kindergärtnerin. — Wie die Stadt

den großen Bau weiterhin verwertet, wird die Zeit bringen. Das damit die Rathausfrage erneut erörtert wird, steht ganz im Bereich des Möglichen.

Die Villa „von Volin“ an der Loffenauerstraße steht gleichfalls vor einer neuen Bestimmung. Der stattliche Landhaus mit weiten Parkanlagen in schöner Lage der Stadt wurde zur Zeit einer Besichtigung seitens der Gauleitung der BDM. Führerinnen zu Karlsruhe unterzogen. Nach anderweitige Interessenten bemühen sich darum, um die vielen Räume zu verwerten. Für schulische Belange dürfte das Anwesen musterhaft werden.

In der Firma Schoeller und Voelch Gernsbach wurden die neuen Kesselanlagen in sinniger Weise ihrer nennwertigen Bestimmung zugeführt. Die kleine Tochter des Betriebsführers taufte sie auf ihren Namen „Inge“. Möge es nun die „Inge“ auf lange Sicht schaffen, den Weltmarkt mit erstklassiger Ware zu beliefern und vornehmlich aber der vielhundertköpfigen Belegschaft stabile Verdienstmöglichkeit sichern. Das gegebene Richtfest beschloß die internen Feierlichkeiten in kameradschaftlichem Geiste.

Die Kameradschaft ehemaliger 110er aus Mittelbaden tagte am Sonntag hier und wurden vom Militär- und Kavallerieregiment empfangen. Unter den schneidigen Klängen der Stadtkapelle ging zur Tagung nach dem Badischen Hof, wo sich ein echt kameradschaftliches Beisammensein entwickelte. Die genannte Kapelle konzentrierte dabei mit höchstem Programm.
Im Gasthaus zum Auerhahn im benachbarten Scheuern, trafen sich zur selben Zeit die Mitglieder der deutschen Stenographenschaft der Ortsgruppen Gernsbach, Gaggenau, Nastatt und Baden-Baden. Bei Gelang und Musik verging auch hier ein gemühtlicher Nachmittag.

Die evangelische Kirchengemeinde hielt einen gut besuchten Familienabend ab, der dem 400jährigen Hilsesjubiläum gewidmet war. Stadtpfarrer Diemer hielt dazu eine interessante und tiefgründige Gedenkrede. Eine anschließende Jugendbühne und der immer gern gehörte Kirchenchor unter Leitung von Kapellmeister Ringler boten abwechslungsreiche Stunden der Unterhaltung.
Mittlerweile läuft auch das hiesige WSV. programmäßig und erfolgreich. Die Großfirmen spendeten dazu bereits namhafte Summen — denen sich solche aus Bürgerkreisen, wie Sachlieferungen anschließen. Die hiesigen Gemeinden der Nachbarschaft wollen auch in diesem Winter mit Brennholzspenden das Ihre beitragen.

Et acht neben dem großen Liebeswerk der Adventszeit zu. Schon bereitet man in den Forsten die Christbäume auf. Und noch ein paar Tage wirds währen, dann fahren die kleinen und großen Tannenbäume zu tausend und abertausend zu Tal, im weiten Vaterland allen Volksgenossen Weihnachtsfreude bereitend.

Die Volksschule Ottenau veranstaltete am vergangenen Sonntag einen Heimattag, der einen vollen Erfolg für die Gemeinde bedeutete. Oberlehrer Müller stellte ein überaus alldägliches Programm auf. Im Mittelpunkt stand der Vortrag über die Ortsgeschichte von dem bekannten Heimatforscher Heinrich Langenbach aus Gernsbach. In klarer und gemeinverständlich Rede zeigte er den ortsgeschichtlichen Gang durch das Dorf. Ottenau während eines Zeitraumes von 700 Jahren. Ganz besonders waren die Ausführungen über die noch bestehenden alten Denkmäler des Orts interessant und belehrend. Die Ausführungen wurden mit größtem Beifall entgegengenommen; die genutzten Stunden hinterließen einen nachhaltigen Eindruck. h.h.

Kleine Rundschau

Staffort. (Heim für das Jungvolk.) Der tatkräftigen Initiative von Lehrer Reilbach hat es das hiesige Jungvolk zu verdanken, daß es zu einem eigenen, schmun, wenn auch einfachen Heim gekommen ist. Seit Jahren steht auf dem ehemaligen Turnplatz ein Großflächengüterwagen, der dem Bauernverein als Lagerhalle diente, leer. Mit wenig Mitteln, aber um so mehr Beacachtung, ist es Herr Reilbach, unter tatkräftiger Mithilfe des J.V. gelungen, aus diesem Wagen eine wirklich schöne Unterkunft zu schaffen. — Der Ertrag des zweiten Eintopftags war, wie man hört, wesentlich höher wie der des ersten Sonntag.

Bruchsal. (Herbstfeier!) Anlässlich ihres 55. Stiftungsfestes veranstaltete der Männergesangsverein „Cecilia“ eine gelungene Herbstfeier mit der Singpieloperette „Blond muß mein Mädel sein.“ Den Mittelpunkt des Abends bildete die Sängerehrung, indem Vereinsführer Gahmann für 40 jährige Sängertätigkeit die Goldene Ehrennadel des Bad. Sängerbundes erhielt und Kapellmeister für 60 Jahre Sängertreue außerdem den Ehrenbrief des Deutschen Sängerbundes. Hierzu war auch Kreisführer Dieb, Karlsruhe erschienen, der die Sängertreue feierte.

Philippsthal. (Schwerer Unfall.) Ein Bulldogg mit Anhänger stieß mit einem Lastzug zusammen, wobei sich der Anhänger überschlug und ein Räderfahrzeug, das ausweichen wollte, unter sich begrub. Der Führer erlitt schwere Verletzungen. Das Pferd wurde so schwer verletzt, daß es auf der Stelle getötet werden mußte. Der Anhänger des Lastwagens ging in Trümmer.

Bretten. (Schneller Tod.) Auf einem Spaziergang wurde Kohlenhändler und Drehermeister Jakob Freyburger von einem Herzschlag betroffen, dem er kurz darauf erlag. Freyburger war eine Stadt- u. bezirksbekannte Persönlichkeit, der sein Geschäft zu besonderer Blüte gebracht hat.

Eppingen. (Verstorbene.) Der Kameradschaftsabend des SA-Sturmes 11/169 wies ein reichhaltiges Programm auf, das in der Hauptsache dem Humor gewidmet war und daher auch viel Stimmung hatte. Die Begrüßung sprach Oberführer Karl Stroth. — Der Turnverein hat jetzt eine Stabellung gegründet und wird demnächst mit einem Trofenturn begonnen werden.

Enzfeld. (Verstorbene.) Eine evang. Wanderbühne führte hier mit sehr gutem Erfolg das Reformationsfestspiel „Luthers Kampf und Sieg“ von Berni Glöckner auf, in dem in vier wichtigen Lebensabschnitten das Vordringen der Reformation geschildert wird. Pfarrer Herrmann dankte im Namen der durch auswärtigen Zuzug verstärkten Hörerschaft.

Affstadt, bei Tauberbischofsheim. (Neuer Bürgermeister.) Rechtsanwalt Friedrich Hart in Vanda wurde vom Ministerium des Innern zum Bürgermeister der Gemeinde Affstadt ernannt.

Marzdorf. (Freiwillig in den Tod.) Der 31jährige A. K. hat am Sonntag nachmittag seinem Leben freiwillig ein Ende gesetzt. Die Tat dürfte in einem Zustand geistiger Umnachtung geschehen sein.

Offenburg. (Tagung der Kleinrentzüchter.) Die Landesgruppe Baden im Reichsverband Deutscher Kleinrentzüchter hält am Sonntag, im Hotel Union, ihre Jahreshauptversammlung ab.

St. Margen. (Brand.) Im Zinken Spizzen brach in dem kleinen Anwesen des Landwirts Leo Willmann Feuer aus, das das Haus in Schutt und Asche legte. Eine Kuh und zwei Schweine sind mitverbrannt. Das Häuschen war noch mit Stroh bedeckt.

Freiburg. (Weltmissionstag.) Wie das Amtsblatt für die Erzdiözese Freiburg mitteilt, wird die Abhaltung des diesjährigen Weltmissionstags auf den 9. Dezember festgesetzt. Am 2. Dezember wird zu diesem Missionstags ein Diktenschreiben des Erzbischofs verlesen.

Freiburg. (Kollekte.) Das Erzbischöfliche Ordinariat ordnet an, daß die an einem der Sonntage des Monats Dezember bisher übliche Kollekte für die erzbischöflichen Kinderheime in diesem Jahr einheitlich am 1. Adventsonntag abgehalten wird.

Bolkershausen, Amt Stockach. (Brand.) Hier brach in dem Wohngebäude des Landwirts Adolf Künzle Feuer aus, dem das ganze Gebäude zum Opfer fiel.

Oberwilt, bei Waldshut. (In das Kultusministerium berufen.) Der schon seit 15 Jahren hier tätige, beliebte und angesehene Hauptlehrer Maßacher, wurde in das Kultusministerium berufen.

Ueberlingen. (Vom Winterhilfswerk.) Zur Eröffnung des Winterhilfswerkes führte der Kreis Ueberlingen eine Vorkonferenzsammlung durch, die ein sehr gutes Ergebnis hatte. In den verschiedenen Gemeinden wurden insgesamt 3 540,93 RM. gesammelt. Wahrlich, ein sehr erfreuliches Ergebnis!

Süßenmühle, Amt Ueberlingen. (Schweres Verkehrsunfall.) Ein Motorrad mit Beiwagen, das mit drei Personen besetzt war, fuhr in voller Fahrt auf eine Telegraphenstange auf. Die Beifahrerin erlitt einen schweren Schädelbruch, der Führer des Kraftfahrzeuges erlitt Verletzungen, während der dritte Mitfahrer unverletzt blieb. Das Unglück entstand dadurch, daß der Fahrer nach seiner Waise griff, die ihm der Wind fortzunehmen drohte. In dem gleichen Augenblick war das Unglück geschehen.

November

21.

Mittwoch

Tagesnotiz:

Heute unbedingt
Abonnement auf Karlsruher
Tagblatt bei der
Post erneuern.

Der Reichsbischof zum Buß- und Bettag

dnb. Berlin, 20. Nov.
Die Reichskirchenregierung veröffentlicht folgendes Wort des Reichsbischofs Müller zum Buß- und Bettag:
„Am Ende des Kirchenjahres — kurz vor Totensonntag — wird das ganze evangelische Volk ausgerufen zu gemeinsamer stiller Einkehr und zum Gebet. Der Buß- und Bettag will jeden von uns daran erinnern, daß wir nicht nur mit unserem eigenen persönlichen Leben Gott verantwortlich sind, sondern daß wir auch als Glieder unserer deutschen Volksgemeinschaft vor dem Allmächtigen eine gemeinsame Verantwortung haben. Groß und gewaltig war das Erleben, als Deutschland frei wurde zu Neuem und zu neuer Arbeit. Alle Zeit der Arbeit und des Aufbaues ist ernste und schwere Zeit. Gemeinsame Nöte können nur gemeinsam getragen und überwunden werden.“

Wahre echte Volksgemeinschaft wirkt nur durch Opfer und selbstlose Hingabe. Der Buß- und Bettag ruft zur Einkehr auf, wo man es an solcher Gesinnung hat fehlen lassen. Das muß die Frucht aller rechten Buße sein, daß sie uns mit neuer Verantwortung vor Gott und Menschen erfüllt. Denn wirkliches Christentum ist vertrauensvolles Glauben an Gottes

Gnade und Güte und tätige Liebe. Das erwachte Deutschland muß wachsam bleiben, das Gottesgeschenk der Neuwerdung unseres Volkes mit starken, heiligen, reinen Händen zu festigen und auszubauen, es immer wieder aufs Neue zu erwerben und zu erkämpfen. Das sind wir unserem Gotte schuldig. Aus der Einkehr vor dem Ewigen und Allmächtigen soll voller Vertrauen und im Bewußtsein unserer gewaltigen Verantwortung der Gebetsruf durch das ganze Volk gehen:
„Sieh herab vom Himmel droben — du, den der Engel Jungen loben — sei gnädig unserm deutschen Volk! — donnernd auf der Feuerwolke — sprich zu dem Führer, sprich zum Volke — und ein ge uns mit starker Hand. — Sei du uns Feils und Burg — und führe uns alle hindurch.“

Im Prozeß gegen den früheren Bankdirektor Dr. h. c. Brüning kam es am Dienstag zu Ueberraschungen. Es wurden zwei höchst merkwürdige Fälle behandelt. In dem ersten Fall hatte der Angeklagte dem früheren Oberbürgermeister Dr. Abenauer 55 000 RM. überwiesen, in dem anderen dem ehemaligen Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Dr. Fuchs, und dessen Frau insgesamt 95 000 RM. Dazu jagte der Angeklagte, er habe sowohl Dr. Abenauer wie Dr. Fuchs an seinen Geschäften mit der Bank in Münster beteiligt. Die Ueberweisung

Ueberraschungen im Kölner Brüning-Prozeß

Noble Geschenke an Dr. Abenauer und Oberpräsident a. D. Dr. Fuchs
(Köln, 20. Nov.)

Das Budapest'sche Strafgericht hat den Eisenbahnattentäter Matuschka wegen vorsätzlicher Tötung, begangen in 22 Fällen, zum Tode verurteilt.
In seiner letzten Erklärung drückte Matuschka seine tiefe Reue und sein volles Mitleid für die Hinterbliebenen der Opfer aus.
Nach Schluß der Verhandlung ersuchte der Präsident die Vertreter der Geschädigten zur Anmeldung ihrer Ansprüche, worauf der Vertreter der ungarischen Staatsbahnen eine Schadenersatzforderung von 550 000 Pengö anmeldete.
Die Vollstreckung der Todesstrafe kann, wie schon gemeldet, nicht stattfinden, da Matuschka

Todesurteil für Matuschka

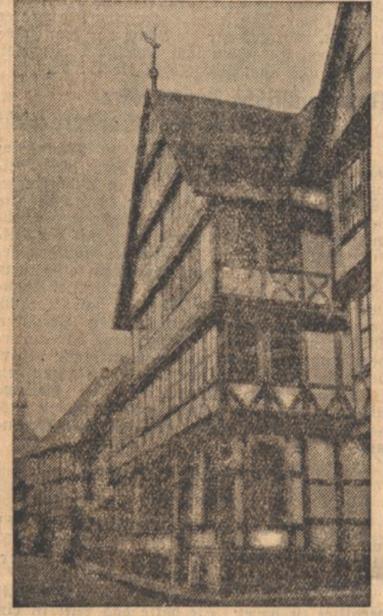
Vollstreckung erst von Oesterreichs Einwilligung abhängig
(Budapest, 20. Nov.)

österreichischer Staatsangehöriger ist und zur Zeit der Begehung des Attentats die Todesstrafe in der österreichischen Republik nicht bestand. Nach internationalen Rechtsgrundsätzen kommt die Todesstrafe nicht in Anwendung, wenn in dem Heimatland des Verurteilten die Todesstrafe aufgehoben ist.
Die Verlesung der Urteilsbegründung nahm sechs volle Stunden in Anspruch. Der Präsident erteilte sodann dem Staatsanwalt die Genehmigung, Matuschka nach Oesterreich zurückzuführen, wo er noch drei Jahre Zuchthaus abzuhängen hat. Nach Ablauf dieser Frist werden die österreichischen Behörden über die Auslieferung von Matuschka an Ungarn zu entscheiden haben. Der Vollzug der Todesstrafe an Matuschka ist damit von der künftigen Entscheidung der österreichischen Behörden abhängig gemacht worden.

Zeppelinverkehr mit Nordamerika

(Friedrichshafen, 20. Nov.)

Dr. Eckener ist von seinem Nordamerika-Aufenthalt nach Friedrichshafen zurückgekehrt. In einer Unterredung berichtete er über das grundsätzliche Uebereinkommen mit den Vereinigten Staaten, wonach das neue Luftschiff LZ. 129 nach Indienstellung von Mitte Juli 1935 bis Oktober 1935 alle 10 bis 14 Tage den Luftverkehrsdienst über dem Nordatlantik zwischen Deutschland und Lateinamerika ausführt. Diese Fahrten, die zunächst als Versuchsfahrten gelten, werden bis zur Fertigstellung der im Bau befindlichen Halle in Rio de Janeiro ausgesetzt. Die amerikanischen Behörden haben Dr. Eckener die volle Unterstützung für die Versuchsfahrten zugesichert. LZ. 129 wird außer den 50 Fahrgästen noch 20 Tonnen Fracht und Post befördern können. Die Fahrtdauer über den Nordatlantik berechnet Dr. Eckener auf der Strecke von Amerika nach Europa mit 48 Stunden, in umgekehrter Richtung mit 55 Stunden. Der Fahrpreis wird etwa 300 Dollar betragen; er entspricht dem Preis für die mittlere Kabine eines Ueberseesdampfers.
Dr. Eckener erklärte bei dieser Gelegenheit, daß der Plan für eine Luftschiffverbindung Europa-Holländisch-Indien nicht weiter gekommen sei. Von einer Teilnahme der Engländer am Weltluftschiffverkehr ist Dr. Eckener nichts bekannt. Die Angaben über Beförderung von Heliumgas von Amerika nach Friedrichshafen entsprechen nicht den Tatsachen. LZ. 129 wird für den Luftpostdienst nach U.S.A. nur Wasserstoffgas verwenden. Erst nach der endgültigen Indienstellung wird das Luftschiff mit Helium gefüllt werden.
Nach einer Funkmeldung ist die Erkennung der auf der Marcona-Insel gefundenen beiden Leichen noch nicht möglich gewesen. Beide Leichen waren bereits stark verwest. Es besteht die Möglichkeit, daß es sich um den deutschen Korridor Arthur Wittmann und dessen Frau Margarete handelt. In der Nähe der Leichen wurde ein Bündel Kinderkleidung gefunden. Frau Wittmann soll im Besitz von Kinderkleidern gewesen sein. Die Funkmeldung läßt allerdings auch die Möglichkeit offen, daß es sich um die Leichen zweier Männer handele.



Das Siemens-Schneider-Haus in Nierode
Das Ritterhaus in Nierode am Harz, in dem im Jahre 1468 der arische Bildhauer Tilman Riemenschneider geboren wurde, wird künftig an seinem Gedenken den Namen Riemenschneider-Haus führen.

Gefahrenbekämpfung im Bergbau

Eine stillgelegte Zeche als Versuchsgrube

Der Gefahrenbekämpfung im Bergbau wird jetzt mehr denn je aufmerksamste Fürsorge zugewendet. Man versucht, durch planmäßige Forschungsarbeit die Gefahren möglichst zu bannen oder wenigstens auf ein Mindestmaß herabzudrücken. In praktischen Versuchen auf diesem Gebiet ist die im Jahre 1925 stillgelegte Zeche „Siberia“ in Gelsenkirchen als Versuchsgrube völlig betriebsmäßig eingerichtet worden. Bergassessor Schulze-Rhönhof bezieht sich jetzt über die planmäßige Forschungsarbeit auf dieser Grube.
Auf der Versuchsgrube werden Versuche unter möglichst betriebsmäßigen Bedingungen ausgeführt, die zur Klärung noch offener Fragen über die Entstehung und den Verlauf von Explosionen, von Grubenbränden und von Seilschneidunfällen dienen sollen. Man beschränkt sich dabei auf Versuche, die man weder in Laboratorien oder überträglichen Versuchsstrecken, noch in regelrecht betriebenen Gruben ausführen kann.
Durch Explosionsversuche soll zunächst geklärt werden, unter welchen Umständen Schlagwetter- und Kohlenstaub-Luftgemische zur Explosion kommen, und wie die noch vorhandenen Zündursachen ausgeschaltet werden können. Auf diesem Gebiet ist noch am wenigsten geklärt, welche Faktoren die Zündung von Schlagwetter und Kohlenstaub-Luftgemischen beim Schießen herbeiführen. Weiterhin werden auf der Versuchsgrube Schlagwetter- und Kohlenstaubexplosionen eingeleitet, um den Verlauf solcher Explosionen in allen Einzelheiten kennenzulernen, die bekannten Verfahren zu ihrer Bekämpfung zu erproben und auf den Ergebnissen neue Maßnahmen zur Bekämpfung von Explosionen und zur Verringerung der Explosionschäden aufzubauen.
Durch Grubenbrandversuche soll ermittelt werden, unter welchen Umständen sich in abgedämmten Brandfeldern explosible Gasgemische bilden, die eine Gefahr für die Grube heraufbeschwören können. Gleichzeitig sollen Maßnahmen zur Beschleunigung der Löschung von Grubenbränden erprobt werden. Die Seilschneidversuche erstrecken sich auf die Erprobung von Maßnahmen zur Verhütung des Seilschneides und des Seilschneides sowie auf die Prüfung und Weiterentwicklung von Gangvorrichtungen. Die Kosten der Versuchsgrube werden von einer eigenen G.m.b.H. getragen, die vom Deutschen Reich, vom Preussischen Staat und von der Knappschaffts-Versicherungsgesellschaft gegründet wurde.

Formschön und zuverlässig, dabei preiswert, sind die Vorzüge einer guten Uhr von
C. Reinholdt Sohn
Inhaber Heinrich Koch Wwe.
Kaiserstraße 161
Eigene Reparaturwerkstatt. — Mäßige Preise

Löffel
Gabel
oder
Messer
ATA
säubert
alles
besser.
Hergestellt in den Persilwerken.

Städt. Festhalle. Sonntag, den 25. November 1934

Chrentag der Arbeitsopfer

14 Uhr: Kundgebung
Es sprechen: Pg. Werner Roth, Berlin; Pg. Fritz Plattner, Bezirksleiter der Deutschen Arbeitsfront, Südwest; Reichsstatthalter Robert Wagner
Weihe der Kreisfahnen der Deutschen Arbeitsopferversorgung.
Kapelle des freiw. Arbeitsdienstes Gau 27 Baden-Pfalz. Eintritt 20 Pfg.

20 Uhr: Deutscher Abend
Leiter: Paul Müller. Mitwirkende: Frisch, Harlan, Kuntzsch, Mehner, Müller, Nentwig. Das Ballett des Bad. Staatstheaters, Leitung: V. Kratina. Kapelle des freiw. Arbeitsdienstes Gau 27 Baden-Pfalz. Eintritt 50 Pfg.
Karten zu beiden Veranstaltungen im Vorverkauf: Deutsche Arbeitsopferversorgung Kreis Karlsruhe, Douglasstraße 10; Deutsche Arbeitsfront Kreis Karlsruhe, Lammstraße 15.

Deutsche Arbeitsfront (Sozialamt)
Deutsche Arbeitsopferversorgung, Landesverb. Baden

Jeden Tag
können Sie eine gute Tasse Kaffee haben, wenn Sie den Melitta-Kaffee-Schnell-Filter verwenden. Mit diesem Schnell-Filter können Sie jede Menge und jede Art Kaffee in wenigen Minuten herstellen.
Beachten Sie bitte meine Vorführung vom 22.-28. Nov. 1934
Besonders würde ich mich freuen, wenn Sie eine Tasse Kaffee nach Melitta-Art bei mir probieren würden. Sie werden von dem köstlichen Aroma und dem vorzüglichen Geschmack überrascht sein

Müller KAISERSTR. 247
FERNSPR. 7713 **Bazar**
bei der Hirschstrasse
Das Geschäft, das sich viel Mühe gibt

Kreisleitung der NSDAP., Karlsruhe

Am 24. und 25. November 1934 findet in Karlsruhe ein **Chrentag der Badischen Arbeitsopfer**

Ratt. Aus diesem Anlaß werden circa 500 Gäste aus dem ganzen Badner Land in der Landeshauptstadt Karlsruhe anwesend sein. Wir bitten, uns für diesen Tag, d. h. für die Nacht vom 24. auf 25. November 1934 eine entsprechende Anzahl

Freiquartiere

mit Verpflegung zur Verfügung zu stellen.

Meldungen schriftlich oder telefonisch (8101/2) an unsere Geschäftsstelle, Karlsruhe, Waldstraße 63 oder an die zuständige Ortsgruppe

„Kleine Anzeigen“ im **Karlsruher Tagblatt**
sind billig und erfolgreich
Bedeutend ermäßigte Preise für Private.

Das tägliche Unterhaltungsblatt des "RS"

BERICHT

ROMAN VON CARL OTTO WINDECKER



AUS SICHANGHAI

Copyright 1933 by Carl Otto Windecker

(14. Fortsetzung.)

Der Pfleger kam eine halbe Stunde später. Fowler empfing ihn draußen auf der Terrasse. „Der Arzt schickt mich“, sagte der Mann. Er hatte eine angenehme Stimme. Erst jetzt, als er näher kam, erkannte Fowler im Nichtsein, das er Chinese war. Er trug einen sauberen europäischen Anzug.

„Man konnte seinen weisen Pfleger entdecken“, erklärte der Mann. Sein Englisch hatte nur einen leichten Akzent. „Ich bin ausgebildeter Krankenschwäger. Ich wurde in einer deutschen Mission erzogen.“

Fowler machte eine zustimmende Bewegung. „Gehen Sie zu dem Kranken hinein.“ Unwillkürlich hatte er in einer Art gesprochen, die ein Engländer im allgemeinen einem Chinesen gegenüber nicht anwendet.

Der Pfleger nickte. In seiner ruhigen Art betrat er das Krankenzimmer und verbeugte sich leicht. Grinnell hatte ihn an.

„Warum schickt man mich hierher?“

Der Pfleger wiederholte seine Erklärung. Grinnell antwortete nicht.

Der Pfleger war näher getreten, — nun blieb er erschrocken stehen. Wie in Abwehr hatte er die Hände erhoben.

„Was ist?“ fragte Stan, der an Grinnells Bett saß.

„Nichts, Sir. Das Licht blendete.“

Gelassen begann er mit seinen Sanftmütigkeiten. Als er nach einer Weile wieder in der Tür erschien, winkte ihm Fowler, der auf der Terrasse gewartet hatte.

„Was geht es dem Kranken?“

Schweigend blickte der Chinese den Offizier an.

„Erlauben Sie mir eine offene Frage, Sir?“

„Fragte er dann mit gedämpfter Stimme.“

„Hat Leutnant Grinnell einen Chinesen be-“

„leidet?“ fragte der Pfleger.

„Nicht, das ist wahr. Warum fragen Sie?“

Der Chinese schwieg eine Weile. Dann sah er auf.

„Meinen Landsleuten ist nichts wichtiger als ihr „Gesicht“. Die Weichen nennen es: Ehre, Sir. Wenn die Ehre eines Chinesen beschmutzt ist, rächt er sich. Wir sind grausam, Sir, wenn wir uns rächen. Und das grausamste Mittel ist, das körperliche Gesicht des Feindes zu zerstören.“

Fowler erschrak. „Mann, was reden Sie da?“

„Es ist ein fürchterliches Gift. Es gibt kein Mittel dagegen. Leutnant Grinnell ist nicht krank. Er wird morgen wieder gesund sein. Aber sein Gesicht bleibt zerstört. Immer.“

Fowler hatte den Mann am Arm gepackt.

„Das ... das ist ja ... grauenvoll ... Sie lügen ... Sie müssen lügen, Mensch ...“

Der Chinese, ein großer, breitschultriger Mann mit einem offenen, gutmütigen Gesicht neigte den Kopf.

„Nein, Sir“, sagte er. „Ich lüge leider nicht.“

Fowler blieb allein. Sun war verschwunden — der Wein in Stanburys Schale — — Si-fu-Yen — — Herrgott — —

Nur ein Gedanke hatte fest in mirbelndem Chaos grausamer Empfindungen: Stanbury durfte niemals die Zusammenhänge erfahren. Niemals.

Als Stanbury wenige Minuten später auf die Terrasse trat, um Fowler zu sprechen, war der Freund verschwunden. Stan rief an seiner Tür — Fowler war nicht in seinem Zimmer.

So wachte Stan allein mit dem schweigenden Pfleger am Krankenbett des kleinen Leutnants, der sich, noch im Schlaf vor Schmerzen krümmte.

Es war acht Uhr morgens, als Stanbury endlich sein Zimmer aufsuchte. Er war hundemüde. Wie geschlagen. Wirre Gefühle, die quälten und unfroh machten, bedrückten ihn. Matt und verbittert entledigte er sich der Kleider, um zu Bett zu gehen, als die Türe plötzlich aufgerissen wurde. Die Ordonnanz des Hankauer Kommandanten.

„Raus, Capt'n. Alarm. Sofort antreten!“

brüllte der Mann in der Türe und rannte weiter.

Stan atmete auf. Ging es endlich los? Endlich? Es wäre eine Erlösung gewesen.

Er riß die Uniform aus dem Schrank, vergrub in der Eile nach dem Boy zu rufen. Als er den Gürtel mit der Pistole umschnallte, fühlte er die Hochspannung der Nerven wie eine Verabigung.

Endlich ... endlich ... dachte er immer wieder.

Schon von weitem hörte er das wütende Zischen der Menschenmenge. Dann klangen die scharfen Kommandos Fowlers. Ging es los? Stan wandte sich im Laufschritt um: die Kriegs-

schiffe im Hafen lagen grau und unbeweglich vor Anker.

Also wieder nichts? Er ging langsamer.

Als er den Platz vor dem Hause des Kommandanten erreichte, hörte er fernen Kanonendonner. Die Front war wohl näher an die

Spaziergang zur Nacht / Eine Totensonntagsgeschichte

Von Gertrud Anlich

Es war am Abend des Totensonntags. Wir kamen von den Gräbern, waren erst und feierlich gestimmt, und unsere Gedanken bewegten sich auf der schmalen Grenze zwischen Diesseits und Jenseits. Eine Dame mit einem kleinen melancholischen Gesicht, die fürzlich ihre Mutter verlor, erzählte mit monotoner Stimme eine Geschichte, die ihr selbst widerfahren war.

Im vergangenen Sommer, begann sie, geschah etwas Merkwürdiges: Es war am Abend eines heißen Tages, gegen neun Uhr etwa, da wurde in meinem Zimmer leise die Tür geöffnet und blieb halb offen stehen. Ich befand mich damals in einer kleinen schlesischen Gebirgsstadt in der Sommerfrische und wohnte in einem der kleinen weißen Bauernhäuschen. Ich war eben im Begriff, mich für die Nacht zurechtzumachen, als ich bemerkte, daß die Klinke herabgedrückt und die Tür leise geöffnet wurde, aber niemand kam herein.

Es wird die Witrin sein, denke ich, sie hatte diese Schlüssel oder gealterte Art, erst nach vielen Aufforderungen ins Zimmer zu treten. Es war eine alte, freundliche Frau, ihre Kinder sind alle erwachsen und in der Welt verstreut, nur ein dreijähriges Entelkind, das kleine, baierische Mädchen ihrer jüngsten Tochter, lebte bei ihr, ein sattes, kräftliches Geschöpf, das nicht gedeihen wollte und das heute wieder mit Fieber zu Bett lag.

Es hatte sich sehr an mich angeschlossen, wir spielten ganze Nachmittage miteinander, gingen auch zuweilen in den nahen Wald, um „rote Beerla“, Vogelbeeren, die das Kind über alles liebte, und aus denen ich ihr leuchtende Ketten und Ringe fädeln mußte, zu holen.

Kommen Sie nur ruhig herein, Mutter Nibel, sage ich, indem ich einen Mantel über mein Nachtgewand werfe. Ich muß hinzufügen, daß es bereits dunkel war. Ich trat also mit zwei Schritten unter die Tür und drehte das Licht an. Im Zimmer kein Mensch, auch im Flur niemand. Nun, vielleicht war es der Wind, der die Tür öffnete, das Schloß war alt und schlecht. Ich schloß die Tür und schreite langsam zum Fenster, das weit offen steht. Nein, es weht kein Wind, eine süße Ruhe breitet sich über die Welt. Im Garten raucht kein Baum, kein Blatt bewegt sich, nur mein Blut hämmert in meinen Adern, und meine Seele stimmt sich auf einen weichen, mondleuchten Ton ein.

Als ich mich umwende — steht die Tür abermals offen. Ich gehe und schließe sie wieder, ich schiebe den Riegel davon, meine sarte Stimmung weicht einer verdrossenen Ungehaltenheit. Lange stehe ich noch auf der Bettkante und grübele ziellos in die Dämmernis einer schönen Sommernacht. Da gibt es einen knackenden Laut. Jaghaft wird die eiserne Klinke herabgedrückt. Ich warte und lausche, es klinkt wieder. Gereizt erhebe ich mich, reiße den Riegel zurück und sage, indem ich die Tür unnötig weit aufstoße: Was ist denn? Kommen Sie endlich herein! Wieder nichts. Im Flur brennt ein trübes Licht, von unten herauf klopft eine Uhr zehnmal, in dem gleichen Augenblick verblüht das Licht, ich stehe ratlos in einer silbernen Finsternis.

Da sehe ich im Dunkeln gegen das Mondlicht einen schmalen Schatten sich an der Wand abheben, gleichzeitig spüre ich einen leisen Druck gegen meine rechte Hand. Bist du es, Alina? frage ich verwirrt und fühle eine große Müdigkeit mich durchströmen. Dennoch bewegen meine Füße sich von selbst vorwärts, über den Flur und die Treppe hinab und hinaus in Freie.

Aus den verhängten Fenster der Witrin zu ebener Erde schimmert Licht, klingen gedämpfte Stimmen. Einen Augenblick bin ich versucht, bei Mutter Nibel einzutreten. Ich könnte mich nach dem Befinden der Kranken erkundigen, doch ich verwerfe diesen Gedanken über einer unwiderstehlichen Lust, die mich in die Nacht treibt. Der Mond scheint groß und rund, und die Berge am Horizont wachsen mit weichen Umrissen in den Himmel. Ich schlaue den kürzesten Weg ein. Die Gasse ist der in wenigen Minuten erreichbare Berg, eine flach gefällte Kuppe mit herrlichem Jungwald, durch den schöne und bequeme Wege führen.

Stadt gekommen. Auf dem Platz herrschte Durcheinander. Stans und Fowlers Kompagnien waren angetreten. Seitlich stellten sich die Freiwilligen auf. Grinnells Maschinengewehrabteilung stand ohne Führer da.

Der Kommandant erschien.

„Gentlemen, die Lage der Stadt ist bedrohlich geworden. Wir haben heute morgen mit der Einschiffung der Zivilbevölkerung fortgesetzt. Sie kennen die Direktiven unserer Verteidigung. Nach wie vor haben wir uns darauf zu beschränken, die Demonstrationen der chinesischen Bevölkerung vom Konzeptionsgebiet fernzuhalten. Ich erwarte von Ihnen strikte Durchführung dieses Befehls. Sie haften mir persönlich für die Disziplin Ihrer Soldaten.“

„Achtung ...!“

Die Abteilungen marschierten ab. Mit aufgepflanztem Seitengewehr, die Handgranaten-

beutel am Gürtel. Für was? Niemand durfte schießen. Für was die Waffen?

Stan hatte sein Leute ausgeföhrt. Alle zwei Meter hinter dem Stacheldraht stand ein Soldat. Rechts schloß die Reihe an die Truppe Fowlers an. Links an die amerikanischen Seesoldaten.

Bis jetzt war alles noch ruhig. Die Bevölkerung schien nur erregter wie sonst, — manchmal fiel ein spöttisches Wort zu den Europäern herüber, — sonst nichts. Der Kanonendonner am oberen Jangtse-kiang war wieder verstummt. Glühende, unerträgliche Hitze brannte auf die Menschen nieder und machte die Stahlhelme so heiß, daß man sie nicht anfassen konnte. Stanbury stand mit Fowler unter dem Schatten eines Hausdaches und rauchte mühsam eine Zigarette.

„Wenn die Leute da draußen wollten, könnten sie uns abfangen, wie sie ihre Ratten fangen“, meinte er.

Fowler nickte. Er war merkwürdig ein-

sichtig.

„Wo warst du heute nacht?“ fragte ihn Stan.

Fowler machte eine hilflose Handbewegung. „Betrunken“, sagte er dann.

Stanbury sah ihn von der Seite an.

„Du bist heute so sonderbar, old boy. Was ist mit dir?“

„Nichts.“

„Hast du schon von Grinnell gehört?“

„Ja. Es soll ihm besser gehen?“

„Scheußliche Sache.“

Schweigend starrten beide aus halbgeschlossenen Augen in die stimmernde heiße Luft. Der Kanonendonner an der chinesischen Front hatte wieder eingeseht.

Unerträgliches Warten. Nur Warten.

Die Zeit der üblichen Ablösung kam schon näher, als sich die Bevölkerung erregter zeigte. Zwei, drei Händler machten den Anfang und schlossen ihre Läden. Die anderen folgten. Die Straßenhändler und Garfishen verhielten sich. Die Menschen blieben stehen und debattierten.

„Also doch“, sagte Stanbury nervös.

Warten. Warten.

Dann endlich zeigte Gejohle und Geschrei das Kommen des alltäglichen Demonstrationen-anges an. Die Soldaten hinter den Stacheldrahtverhaue wurden unruhig. Ein indischer Schütze kam, das Gewehr in der Hand, zum Standort der beiden Offiziere gebumpelt. Es war ein Mann aus Stanburys Kompagnie.

„Sahib Capt'n ...“, bettelte der Mann, „ich habe große Wunde an Fuß. Bitte in Lazarett schicken!“

Stanbury wurde zornig. Er kannte das Schicksal er einen ins Lazarett, dann kamen alle anderen nach.

„Du lägst“, sagte er ruhig.

„Nicht lügen, Sahib Capt'n ...“ Der Mann zog seinen Fuß aus dem aufgeschürften Stiefel und zeigte eine große, blutende Wunde an der Ferse, aus der das rohe Fleisch sah.

„Ich mundgelaufen. Bitte Lazarett, Sahib Capt'n.“

Stanbury sah nach den anderen Soldaten hinüber, die mit Spannung ihren Kameraden beobachteten.

Stan riß sich zusammen.

„Schuh anziehen“, befahl er.

„Nicht können, Sahib ... nicht können ...“

„Du ziehst sofort den Schuh an ... oder ...“

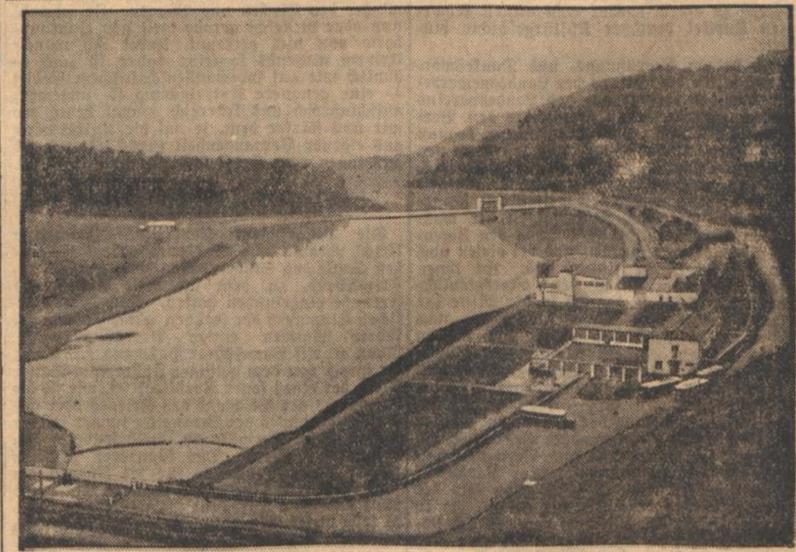
Der Mann weinte betnahe. Stöhnend versuchte er, den Schuh über die schmerzhaft Wunde zu ziehen.

„Sahib Capt'n“, flehte er.

Brutal packte ihn Stan am Arm und stieß ihn in der Richtung nach der Postkette hin.

„Ein Wort noch, dann fest es Prügel.“

(Fortsetzung folgt)



Die Stettalperre im Sara.

deren Zweck in der Trinkwasserversorgung ausgedehnter Gebiete nördlich des Saras besteht, wurde unlängst vollendet. Sie ist die größte Trinkwasser-Dalperre Europas

Mit dem Kopf nach unten im Schlamm des Meeresbodens

Ein Taucher erlebt viel, wenn er am Meeresgrund arbeitet: Häufige greifen ihn an, Oktopoden trachten nach seinem Leben, technische Schwierigkeiten aller Art bedrohen ihn. 25 Jahre war der Engländer T. N. Milne Taucher, und er erzählt von diesem gefährlichen Beruf in seinem Buch „Ein Taucherleben“, das in den nächsten Tagen erscheint. Mit Genehmigung des Verlages Scherl bringen wir den nachstehenden Abdruck daraus:

Ich sollte einen Anker fischen, der sich in die Ankerfette von Nelsons altem Flaggenschiff „Victory“ verwickelt hatte. Damals lag die „Victory“ nahe am Eingang des Dardar Creek.

Für Laien bemerke ich hier, daß, wenn ein Schiff lange Zeit an einer Stelle liegen soll, zwei Anker — vorn und achtern — gebraucht und auf Grund mittels einer Kette von gigantischen Ausmaßen verbunden werden. Die, die für die „Victory“ verwendet war, bestand aus eisernen Gliedern, drei Fuß lang und vier Zoll dick! Ihr Gewicht und ihre Stärke waren enorm. Wenn der Anker eines anderen treibenden Schiffes über diese Kette hinschleifte, mußte er unvermeidlich in einem der Glieder festhaken und seine eigene Kette brechen. In einem solchen Falle mußte ein Taucher heran und den verlorenen Anker bergen.

Das war also meine Aufgabe an diesem bitterkalten Wintertag. Ein Schiff war im Strom vor Anker getrieben, und sein Anker hatte sich in der Kette der „Victory“ verfangen. Seine Kette brach und ließ das Schiff in einer hilflosen Lage. Ich sollte den verlorenen Anker bergen.

Der großen Kälte halber mußte ich reichlich Unterkleidung anziehen. Außer dem, was ich regelmäßig bei Unterwasserarbeit trug, legte ich an: zwei wollene Jacken, zwei Paar wollene Strümpfe, eine Leibbinde, eine extra dicke wollene Mütze und ein Paar Schulterklappen von Mohrhaar! Darüber kam dann der Gummianzug. Und dennoch froh ich. In zehn Faden Tiefe, wo der Anker lag, war das Wasser eisalt.

Das Tauchertelephon war noch nicht erfunden. Ich war für meine Verbindung mit der Bedienungsmannschaft über Wasser auf Signale mittels der Sicherheitsleine angewiesen sowie auf eine Schiefertafel für längere Meldungen. Die starke Strömung rührte den Bodenschlamm auf und trübte das Wasser so sehr, daß ich zeitweise kaum etwa einen Fuß weit um mich herum sehen konnte. Wenn ich die Schiefertafel wie ein Kurzsichtiger dicht vor mein Augenspieler hielt, hatte ich gerade soviel Licht, um einigermaßen lesbar zu schreiben. Aber ich zweifle, ob ich eine Mitteilung von denen oben hätte entziffern können. Es kam indessen gar nicht dazu.

Ich fand die Kette der „Victory“ mit einigen Schwierigkeiten. Die riesigen Glieder waren unter Schlamm und Kies begraben, und ich mußte der Richtung, so gut ich konnte, folgen, bis ich an ein offen liegendes Glied stieß.

Endlich fand ich auch, was ich suchte. Wie vorausgesehen, hatte sich der Anker in einem der Kettenglieder festgehakt. Sein Gewicht hatte die Kette tiefer hineingedrückt, aber das vermehrte die Schwierigkeiten nicht. Alles, was ich brauchte, war Hebeverklebung. Ich forderte also durch Signale eine Schiefertafel herunter, aber der Strom mußte die Leine in meine Reine verwickelt haben, denn die Tafel blieb kurz außerhalb meiner Reichweite hängen, und so sehr ich mich auch ausstreckte, ich bekam sie nicht zu fassen. Dadurch kam ich in eine unangenehme Lage, ich konnte von jetzt an nur noch mit der Reine Nachrichten geben.

Die Tibe lief mit einer Geschwindigkeit von zehn Meilen. Um mich auf den Reinen zu halten, mußte ich mich an dem Anker festklemmen. Mir blieb, da der Ebbitrom an Stärke zunahm, nur übrig, einen Stillstand abzuwarten. Es war unmöglich, frei zu stehen, und das Wasser war infolge des aufgerührten Schlammes schwarz wie die Nacht. Ich konnte die Hand nicht mehr vor Augen sehen, und plötzlich packte mich Furcht. Meine Füße begannen vor Kälte zu schmerzen, während mir an Kopf und Gesicht der Schweiß ausbrach — zum Teil infolge meiner körperlichen Anstrengungen, aber nicht zum wenigsten auch aus Angst.

Als ich noch in der Dunkelheit frampffast nach der Schiefertafel umherastete, merkte ich zu meinem Schrecken, daß Sicherheitsleine und Luftschlauch von den Wirbeln der Strömung um den Ankerhof herumgewunden waren, und daß ich daher ein Gefangener in dem eisigen, zehn Faden tiefen Wasser war, unfähig zu signalisieren, unfähig, durch den aufgerührten Modder zu sehen! Jetzt hieß es das letzte Duentchen Mut aufbieten, stillhalten und warten, bis der Ebbitrom langsamer laufen, der Schlamm sich setzen und

ich dann imstande sein würde, Reine und Luftschlauch wieder klarzubekommen.

Meine Füße erstarrten vor Frost, mein Kopf glühte wie im Fieber, die Glasheibe beschränkte mich in meinem Atem. Es war eine Qual für Leib und Seele. Gelähmt durch Angst und Kälte, bemühte ich mich dennoch, meine Selbstbeherrschung zu behalten; denn davon hing alles ab. Ich kann nicht beschreiben, was ich durchmachte, während die Minuten dahinschlüpfen, bleiern, als wären es Jahre. Und dann, als sei das noch nicht genug, machte mein Assistent, in der guten Absicht, mir zu helfen, die Sache noch schlimmer, indem er das Verfahrteste tat, was nur möglich war. Er ahnte nicht, was eigentlich los war, und handelte unüberlegt.

Beunruhigt durch meine andauernde Unfähigkeit, wie sich später herausstellte, hatte er versucht, mir zu signalisieren. Als er keine Antwort bekam, wurde er noch unruhiger. Die Signale gelangten nicht bis zu mir, sie wurden durch den Ankerhof gestoppt. Nachdem das eine Weile so gegangen war, beschloß man oben, mich hinaufzuziehen. Da ich davon natürlich nichts wußte, wurde ich durch den plötzlichen Zug an der Reine, der alle Verwicklungen spannte, umgerissen, ehe ich merkte, was geschah, und floh kopfüber in den Schlamm unter den Ankerhof. Meine dreizehn Fuß schweren Stiefel drückten auf meine schmerzenden Füße mit Sonnenstich. Die Todesangst war entsetzlich, Atmen fast unmöglich, mein letztes Stündlein schien gekommen. Mehr durch Eingebung als durch Nachdenken wurde mir deutlich, daß ich, je strammer die Reine von oben angeholt wurde, desto fester an den Anker gefesselt und schließlich erdroffelt werden würde. Angesichts dieser schrecklichen Todesart verlor ich, zum ersten und letzten Male in meiner Taucheraufbahn, völlig den Verstand. Immer noch auf dem Kopfe stehend, bekam ich im frampffaststen Umhergeraten endlich mein Messer zu fassen und schnitt und ließ alles um mich herum entzwei. Und da geschah es wie durch ein Wunder, daß meine schweren Stiefel sich in den Luftschlauch verfangen, so daß er vom Anker frei kam und dem Messer entlang. Die Sicherheitsleine war allerdings durchgeschnitten, ich hing nunmehr frei nur noch am Luftschlauch und wurde daran an Bord gezogen.

Dies erfuhr ich erst, als ich oben wieder zum Bewußtsein gekommen war. Ich war, als ich mit dem Messer um mein Leben kämpfte, ohnmächtig geworden und hatte keine Erinnerung mehr daran, daß ich die Sicherheitsleine durchgeschnitten hatte. Dabei hatte ich mir selber auch klaffende Wunden an den Händen zugefügt. Ich merkte erst davon zunächst nichts, die Hände waren kalt und abgestorben. Erst als die Gummiringe von meinen Handgelenken entfernt wurden, kehrte das Gefühl allmählich zurück. Dieses Wiedererwachen zum Leben war eines der furchtbarsten Erlebnisse, deren ich mich zu erinnern vermag, vielleicht das furchtbarste von allen, aufgenommen den unbeschreiblichen Augenblick, als ich kopfüber in den Schlamm gerissen wurde.



Die Nation huldigte dem Dichterkönig. In der Fürstengruft zu Weimar, die die sterblichen Reste Friedrich von Schillers birgt, häuften sich die Kränze, die zu Ehren des großen Toten niedergelegt wurden.

Karlsruher Vorträge

Ost- und Westgermanische Baukultur

Vortrag von Prof. Dr. Hermann Pflleps, Danzig im Lesesaal des Landesgewerbeamts

Ueber seine Forschungsergebnisse auf dem Gebiet des frühgermanischen Hausbaues, in das zurzeit eine Ausstellung im Landesgewerbeamt (über deren Eröffnung wurde schon in Nr. 319 berichtet), einen interessanten Einblick gewährt, berichtete am Montagabend Prof. Dr. Hermann Pflleps, der verdienstvolle Danziger Wissenschaftler, dem ja nicht nur das Zustandekommen dieser Schau selbst zu danken ist, sondern auch ein grundlegendes Werk zum gleichen Thema mit besonderer Würdigung der ländlichen Baukunst Siebenbürgens. Natürlich konnte er aus der Fülle des verarbeiteten Materials und aus seiner sehr reichen Kenntnis nur Wichtiges hervorheben, gleichwohl ergaben sich aber an Hand seiner Ausführungen wesentliche Beziehungspunkte bis herauf zu den architektonischen Gegenwartsströmungen und namentlich zu Siedlungsfragen, so daß dieserhalb allein schon sein Vortrag zu einem wieder recht aktuell gewordenen Kapitel deutscher Kulturgeschichte hinführt.

Nach kurzen Begrüßungs- und Dankesworten von Seiten der Leitung der Landesgewerbehalle und der Ortsgruppe des Landesvereins Badische Heimat, dessen Mitglieder den Vortragssaal bis zum letzten Platz füllten, begann der Redner zunächst an noch vorhandenen Architekturen und Gefügearten die Entwicklung der germanischen Bauformen aufzuzeigen, ausgehend von jenen primitiven Rundhütten und einfachen Zellenbauten der wandernden Germanen, die später von den Eigenen übernommen wurden und bei denen noch heute vereinzelt zu finden sind. Zu ihnen brachte sie vor allem der ostgermanische Stamm der Gepiden, der sich in der Mitte des 8. Jahrhunderts vom Weichselnogatdelta nach Süden zu in Bewegung setzte und sich in Dacien bis um 900 als selbständiger Volkskörper erhielt. Später dieses Herrensollens sind indessen noch jetzt in entlegeneren Teilen des siebenbürgischen Erzgebirges zu finden, und eine Untersuchung der von ihnen geübten Bauweise erhält eine besondere Bedeutung dadurch, daß sich an ihr eine enge Verwandtschaft zwischen ost- und nordgermanischer Baukultur nachweisen läßt. Sie ist z. B. schon aus der Doppelhofanlage ersichtlich, die genau wie in Schweden, etwa der Wohnhof vom Wirtschaftshof vollkommen trennt, sie zeigt sich aber auch in der Entwicklung des Hausbaues, dann in der Dachbedeckung (mittels festgestampften Stroh!), beim Badvier oder beim Dielenboden der Scheune, deren polygonale Form

überdies noch hoch im Norden bis zu kleinsten Einzelheiten beobachtet werden kann. Auch der germanische Urtyp des Schlittenhauses ist als nordisches Kulturgut seit den Siedlungszeiten der Goten mit nach Süden gekommen und ganz falsch die Annahme, darin slawischen Einfluß zu sehen. An die hohe Entwicklungsstufe, wie sie die Wohnkultur der Germanen schon zur Völkerwanderungszeit angedeutete, reichte überhaupt sonst nichts heran; dafür sind nicht zuletzt die eigenartigen Eingangstore ein Beleg.

Im zweiten Teil seines durch viele Lichtbilder illustrierten Vortrags kam Prof. Pflleps sodann auf das Siedlungsweesen des 12. Jahrhunderts zu sprechen, wo wiederum in Siebenbürgen sich zahlreiche Spuren einer deutschen Einwirkung bis heute erhalten haben. Diesmal sind es jedoch die westgermanischen Stämme der Niedersachsen und der Welfenfranken, der Bayern und der Alemannen, die z. B. das mitteldeutsche sogenannte fränkische Gehöft und das aus vier Gebäuden bestehende fränkische Wohnhaus dort unten haben entstehen lassen oder einer ganzen Dorfanlage ihr bestimmtes Gesicht gegeben haben, wie nicht minder den Kirchen und Burgen. Ja, obwohl nur oder vielleicht gerade weil acht Jahrhunderte von uns getrennt, findet sich manche Urform nirgends so rein; daher ist auch — ähnlich wie auf sprachwissenschaftlichem Gebiet — eine genauere Untersuchung so ungemein aufschlußreich und lehrreich, zumal heute, wo wir uns stärker dem, je auf die Kulturwerte aus eigener Verantwortung zurückbestimmen und aus ihnen neue Kraft und Anregung schöpfen.

Walter-Flex-Abend der H.J.

Die Hitlerjugend Karlsruhe, Unterbaum 11/100, veranstaltete am Sonntagabend im großen Saale des Studentenhauses einen Walter-Flex-Abend, zu dem sich viele Eltern und Freunde eingefunden hatten. Nach dem feierlichen Einmarsch der Fahnen sprach Unterbaumführer Rattner einige Begrüßungsworte. Dann ergriff Vamführer Sakmann das Wort. Er sprach von dem geistigen Führer Walter Flex, der eines jener Vorbilder sei, wie sie die Jugend in der Geschichte des Krieges oder des Freiheitskampfes der Bewegung immer wieder finde. Sein Vermächtnis, insbesondere sein bekanntestes Werk „Der Wanderer zwischen beiden Welten“, bedeute für die Jugend ein unverlegbarer Quell, aus dem sie Kraft und Mut und neue Anregung schöpfen könne. Und so solle dieser Abend auch dem Außenstehenden beweisen, daß die H.J. gewillt sei, dieses Vermächtnis zu verwirklichen und in ihren Heimabenden sich nutzbar zu machen.

Danach trug ein Hitlerjunge eines jener flammenden Gedichte vor, wie sie Flex in den

Monaten an der Front ganz aus dem Erlebnis des Krieges heraus geschrieben hat. — Der Haupterfolg und -eindruck blieb jedoch dem revolutionären Drama des Bauernkrieges „Die Bauernführer“ vorbehalten, das von den Jungen mit sichtlichster Begeisterung gespielt wurde. Dennaleich diese „Inszenierung“ natürlich unter allerhand technischen Mängeln zu leiden hatte, so gab doch jeder Mitspieler sein bestes her, um den Schurken und den Bauernritzel, den Idealisten und den Blutkäufer recht idealtypisch zu gestalten. Und es waren natürlich vor allem auch Flex' Worte und die Kunst seiner jungen, flirrenden Dramatik, die dieses Stück durch den Mund und die Darstellung der jugendlichen Schauspieler zu etwas Bleibendem machten.

Die Pausen wurden durch schneidige Märsche des Spielmannszuges verkürzt. Mit einem wichtigen Sprecher und dem Lied „Unser Rabine flattert uns voran“ fand diese mutige Veröffentlichung internen kulturellen Schaffens der H.J. ihren Abschluß.

„Mensch — Arbeit — Betrieb“

Dr. Arnold, Köln über das Aufgabengebiet des Dinta

Am Mittwochabend sprach im Studentenhause im Rahmen eines fünftägigen Jokus und in Anwesenheit des Bezirksleiters Südwest der D.H.S., Fritz Plattner, der Leiter des Deutschen Instituts für nationalsozialistische technische Arbeitsforschung und Schulung in der Deutschen Arbeitsfront (Dinta), Dr. Ing. Arnold, Köln über das Thema: „Mensch — Arbeit — Betrieb“, und erläuterte im Rahmen dieses Vortrages die Aufgaben und Ziele des Instituts.

In den vergangenen Jahren konnte man, führte der Redner u. a. aus, bei einem Gang durch die Betriebe zwei Gruppen von Menschen unterscheiden. Die eine Gruppe betrachtete die Arbeit nur als notwendiges Uebel zum Brotverdiene, die andere aber fand in der Arbeit ihre innere Befriedigung. Dieses Problem konnte man sich damals nicht erklären. Schuld daran trug die immer stärker auftretende Technifizierung, die den Menschen und seinen Gefaltungsinstellen in den Wintergrund drännte. Man habe schon vor der Machtübernahme versucht, neue Wege einzuschlagen, aber erst nach dem Januar 1933 habe diese Arbeitserfolge gebracht, die davon ausginge, die Welt des arbeitenden Menschen mit ihren alltäglichen Gefehen mit den Gelehen der Technik zu einem neuen Ganzen zu verbinden. Werde der Mensch seines Erlebnis- und Gefaltungswillens beraubt, dann könne nur eine Verflämmerung erreicht werden; die Arbeitsfreude fehle vollkommen. Eine der Hauptaufgaben des Dinta sei die Erziehung des industriellen Nachwuchses, die in dafür besonders eingerichteten Lehrwerkstätten erfolge, sowie die Schulung des erwachsenen Menschen

zu Arbeitsgemeinschaft und schließlich die Betriebsführerschulung.

Zum Schluß forderte Dr. Arnold die Technischen Hochschulen auf, mitzuarbeiten am Ziel des Dinta, den deutschen Menschen zu schaffen.

Kameradschaftsabend

Am Samstag, den 10. November, veranstaltete die Firma Badische Druckerei und Verlag F. Wolke im Restaurant Moninger einen Kameradschaftsabend, der durch ein würdiges Programm eröffnet wurde. Bei Musik, Gesang, ernstem und heiteren Vorträgen, die den ganzen Abend hindurch in bunter Reihe wechselten, kamen insbesondere die Lehrlinge, die sich tüchtig vorbereitet hatten, zur Geltung. Nach gemeinsamen Imbiß und gemühtlichem Umtrunk, bei dem frohe Wieder nicht fehlten, wurde noch manches Tänzerchen gewagt. Der ganze Abend zeigte so richtig die Verbundenheit der Betriebsangehörigen und gab in jeder Weise der guten Kameradschaft Ausdruck.

Daß dabei auch des Winterhilfswerks gedacht wurde, beweist eine Gesammmlung unter den Kameraden, die ein zufriedenes Resultat erzielte.

Bund Nationalsozialistischer Deutscher Juristen

Der Reichsleiter der Rechtsabteilung — NS — gibt bekannt: Durch die für die Deutsche Arbeitsfront getroffene Neuregelung wird weder der Aufbau der Deutschen Arbeitsfront, noch die Gliederung des Bundes Nationalsozialistischer Deutscher Juristen berührt. Gemäß der vom Führer und Reichskanzler Adolf Hitler unter dem 30. Mai 1933 gegebenen Anweisung und Vollmacht erfaßt ausschließlich der Bund Nationalsozialistischer Deutscher Juristen als organisatorischer Träger der Deutschen Arbeitsfront nach wie vor alle mit dem Recht verwurzelten Berufsgruppen und Amtsträger wie Rechtsanwälte, Notare, Verwaltungsjuristen, Wirtschaftsprüfer, Volkswirte, Richter, Staatsanwälte und Rechtsfleger als Standesgruppe. Für die Abgrenzung der Selbständigkeit der Deutschen Arbeitsfront und der Deutschen Rechtsfront gilt die Vereinbarung zwischen den beiden Organisationen vom 2. Mai 1934.

Zur Nachahmung empfohlen

Ueber 90 Kinder bedürftiger Volksgenossen wurden am Montagmorgen in „Kaffee-Bauer“ mit Schokolade und Kaffeegebäck bewirtet. Der feldige Inhaber, Pa. Treiber, hat auf diese Weise dem Winterhilfswerk eine sinnige Unterstützung zuteil werden lassen, die wohl der Nachahmung wert ist.

